Zeitschrift: Bündner Seminar-Blätter

Band: 7 (1888-1889)

Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizerische Blätter
für
Erziehenden Unterricht.

Der „Bündner Seminarblätter“
VII. Jahrgang.

№ 3. 1888/89.

Redaktion: Seminardirektor Th. Wiget in Chur.

Die Schw. Bl. f. Erziehenden Unterricht erscheinen jährlich zehn mal, je auf den 15. eines Monats (ausgenommen Juli und August) in Nummern von zwei Bogen und kosten, portofrei geliefert, 3 Fr. per Jahr für die Schweiz und 3 Mark für die Länder des Weltpostvereins. Abonnements nehmen alle Postanstalten und Buchhandlungen entgegen, sowie der Verleger J. Huber in Frauenfeld.

„Wie es möglich ist, ohne Intrigue, selbst in beständigem Kampfe mit Schlechten, durch die Welt zu kommen.“

Von Prof. Dr. Hilty in Bern.

Es gilt heute bei vielen, selbst bei sehr wohlgesinnten Leuten, als eine im Grunde unbezweifelbare Tatsache, dass der Idealismus zwar eine achtbare Theorie sei, deren man sich namentlich zur Erziehung der Jugend mit Nutzen bediene, mit der jedoch später, *im Leben*, wenig anzufangen sei. In der Theorie — so sagen sie — und für die Erziehung möge diese Ansicht vielleicht manches für sich haben, aber in der Praxis nehmen sich die Sachen, „die sich hart im Raume stossen“, doch ganz anders aus. Sie teilen also das menschliche Leben in zwei Teile, einen solchen, in welchem man sich in schönen Gedanken und Gefühlen wiegen darf, dazu sogar aufgemuntert wird, und einen andern, in welchem man, unsanft daraus erwachend, mit der Wirklichkeit sich abfindet, wie man kann.

Kant hat aber in einer seiner kleinen Schriften schon vor hundert Jahren bewiesen, dass der schon damals aufgestellte Satz: „Das mag wohl in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“ [1] einen lächerlichen und eines denkenden Menschen unwürdigen Widersinn enthalte und der konsequente „Realismus“ unserer Tage lässt daher nun auch diesen Vordersatz fallen und gelangt zu der brutalen Idee eines „Kampfes ums Dasein“, in welchem die Rücksichtslosigkeit und der Egoismus erlaubt, ja sogar von einer vernünftigen Weltanschauung, die mit Realitäten rechne, mehr oder weniger geboten sei. Es könne sich — so sagen die modernen „Realisten“ — nicht darum handeln, ob eine

[1] Werke, ed. Hartenstein, V, 303.

solche Weltordnung, bei der es nur wenige gut haben *können* und viele schlecht haben *müssen*, weil die vorhandenen Lebensgüter lange nicht für alle ausreichen, eine gute und für alle gerechte sei; im Gegenteil, sie müsse eher eine harte, unvernünftige und ungerechte genannt werden; dies sei aber einmal von dem einzelnen, der ohne seinen Willen in dieselbe gestellt sei, nicht zu ändern und derselbe müsse nun eben sehen, dass *er* wenigstens Hammer und nicht Amboss sei.

Das ist der eigentliche Kern der Lebensweisheit vieler „gebildeten" Menschen unserer Tage. Damit hört im Grunde das Bedürfnis einer moralischen Erziehung auf; der Religions- oder Moralunterricht in den Schulen könnte gänzlich geschlossen und nach dem genialen Vorschlage St. Justs etwa durch einige täglich an den Strassenecken anzuschlagende moral-polizeiliche Verordnungen der Regierung ersetzt werden.

Die junge Generation wird bei dieser Theorie ungeheuer vernünftig und praktisch werden, ganz auf raschen Erwerb und Fortkommen gerichtet, frei von allem Edelmut, der ihr dabei nur hindernd in den Weg treten könnte. Die meisten gehen darüber zwar schon frühzeitig geistig, körperlich und sittlich zu Grunde, andere bedauern vielleicht zu spät den Verlust ihrer Jugend für etwas, was im besten Falle des Strebens nicht wert war, einen unsichern Besitz, der beständig gegen tausend Kompetitoren verteidigt werden muss und Verbitterung bei allen im Gefolge hat, den Besitzenden und den Nichtbesitzenden. — *Zufrieden*, glücklich ist dabei eigentlich niemand. Das ist das schon heute offenbare *Endresultat* dieser vorwiegend „praktischen" Denkungsart.

Wir halten unsererseits den Idealismus für einen *Glauben*, eine innere Überzeugung, die trotz ihrer absoluten Notwendigkeit für den Bestand der Welt nicht bewiesen werden kann, freilich auch keines Beweises bedarf für den, der sie hat, und zu der überhaupt *niemand durch Lehre*, auf bloss verstandesmässigem Wege, gelangt.

Es ist dies an sich nichts Auffallendes. Auch die Folgerichtigkeit der menschlichen Vernunft lässt sich nur durch die Erfahrung beweisen[1]. Ebenso würden die Wahrheiten der Religion für uns unbewiesen bleiben, wenn nicht die sittliche Kraft, die die Folge ihrer Annahme ist, den Beweis dafür bildete. Was eine Kraft ist, muss etwas Reelles sein, einen andern Beweis der Realität gibt es überhaupt nicht[2]. Ja selbst die Wahr-

---

[1] Wer das nicht annimmt, lese einmal aufmerksam Kants „Kritik der reinen Vernunft", das einzige wahrhaft grundlegende philosophische Buch; er wird sich überzeugen müssen.

[2] Christus z. B. gibt keinen andern *Beweis* für seine Lehre und verlangt auch keine andere Annahme derselben, als gewissermassen auf Probe (Ev. Joh. VII, 17). Es

nehmungen unserer Sinne würden uns keineswegs überzeugen dürfen, wenn nicht die eigene und die Erfahrung aller uns versicherte, dass wir ihnen, zwar nicht unbedingt, aber *unter gewissen normalen Verhältnissen* trauen können, ohne Täuschungen ausgesetzt zu sein. Was den Menschen überzeugt, ist die *Erfahrung;* was in ihm den Wunsch und die geistige Disposition erzeugt, Erfahrungen zu machen, ist das *Zeugnis* derer, die sie gemacht haben.

Ein solches in kurzen Worten gegebenes Zeugnis für den „Idealismus im praktischen Leben" enthält eine kleine Schrift eines Jugendfreundes von Goethe, des nachmaligen russischen Generals *v. Klinger*, die unter dem eingangs angeführten Titel in seinen jetzt kaum mehr gelesenen Werken sich findet. Es sind nur wenige Sätze folgenden gewichtigen Inhalts:

„Wie es möglich ist, ohne Intrigue, selbst im beständigen Kampfe mit Schlechten, durch die Welt zu kommen.

(Antwort.)

1) Vorzüglich muss er (d. h. derjenige, der dies versuchen will) an das, was Menschen *Glück machen* nennen, gar nicht denken, streng und kräftig auf geradem, offenem Weg, ohne Furcht und Rücksicht auf sich, seine Pflicht erfüllen, also rein von Sinn und Geist sein, dass keine seiner Handlungen mit dem schmutzigen Flecken des Eigennutzes bezeichnet sei.

Ist von Recht und Gerechtigkeit die Rede, so muss ihm das Grosse und Bedeutende eben das sein, was das Kleine und Unbedeutende.

2) Er muss zweitens zu seiner Erhaltung und reinen Verhaltung *frei von der Sucht zu glänzen,* frei von der schalen Eitelkeit und der unruhigen Ruhm- und Herrschsucht sein, durch deren rastloses Antreiben die Menschen auf dem Theater der Welt die meisten ihrer Torheiten begehen und diejenigen, auf und durch welche sie wirken

---

ist auch noch nie jemand durch Vernunftgründe zum Christentum bekehrt worden, wohl aber kann man seine Wahrheit *erfahren;* der *Anfang* ist aber immer ein *Entschluss*, es zu *versuchen,* der *ohne* Überzeugung gefasst werden muss; darüber ist nicht hinwegzukommen. Diejenigen, die *zuerst* einen philosophischen Beweis von der Wahrheit des Christentums haben wollen, kommen niemals dazu; denn Unbefriedigenderes, als die vorhandenen philosophischen Beweise für die Existenz Gottes, oder die Erlösung kann es nicht geben. Die „confessiones" von Augustin enthalten u. a. ein historisch beglaubigtes, merkwürdiges Beispiel eines solchen Kampfes der Philosophie mit einem unphilosophischen Entschluss. Das Nämliche ist der Gegenstand des bekannten Gesprächs Christi mit Nicodemus (vgl. hiefür Ev. Joh. I 12, III, V 44, VI 53, IX 25, 39, X 11). Dieser Entschluss wird freilich den Demütigen leichter als den Weisen; welchen Versuch sollte man aber nicht lieber noch machen, als sich ohne weiteres in die Härte und Trostlosigkeit einer Weltanschauung, wie die rein materialistische, zu ergeben?

wollen, empfindlicher und tiefer beleidigen, als durch die kräftigste, reinste, ja kühnste Tugend selbst.

. . . . . .

3) Drittens muss ein Mann von solchem Gefühl *nur auf dem Theater der Welt erscheinen, wann und wo es seine Pflicht erfordert,* im übrigen *aber als ein Eremit,* in seiner Familie, mit wenigen Freunden, unter seinen Büchern, im Reiche des Geistes *leben.*

So nur vermeidet er das Zusammenstossen mit den Menschen *über Kleinigkeiten,* um die sich das Wesen und Tun derselben im ganzen dreht, und nur so kann er Verzeihung für seine Sonderbarkeit finden, da er wirklich *keinen Platz einnimmt, die Gesellschaft durch seinen Wert nicht drückt* und nichts von ihr fordert, als nach getaner Pflicht wieder ruhig leben zu dürfen.

Reizt er dann den Neid, flösst er dann noch Hass ein, so gründen sich beide auf das, was der Ankläger selbst nicht gern ausspricht, worüber er wenigstens nicht wagt, dem Angeklagten mit Vorwürfen vor die Stirn zu treten.

Wer es nun dahin gebracht hat, dem gelingt gar vieles auf der Welt, dem gelingt sogar, *woran er nicht denkt* und was er nicht als Zweck beabsichtigt, das *endlich* zu erhalten, was die Menschen im groben Sinne Glück nennen.

. . . . . .

4) Ich setze nur das noch hinzu, *er muss sich vor allem (eigenwilligen) Reformationsgeist und seinen Zeichen hüten,* muss *nie mit Leuten, die nur Meinungen haben, über Meinungen streiten,* muss von sich selbst und über sich selbst nur im Stillen reden und denken, d. h. in seinem tiefsten Innern.

Ich habe meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt und da ich dies ebenso *ernstlich* als *ehrlich* tat, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, *von selbst.*

Mich selbst habe ich schärfer und schonungsloser beobachtet und behandelt als andere. . . . . Ich habe nie eine Rolle gespielt, nie die Neigung dazu empfunden und immer den erworbenen und festgehaltenen Charakter ohne Furcht dargestellt, so dass ich nun die Möglichkeit nicht mehr fürchte, anders sein oder handeln zu können. Vor der Versuchung anderer ist man nur sicher, wenn man sich selbst zu versuchen nicht mehr wagen darf. — Viele Geschäfte sind mir aufgetragen worden, aber nach ihrer Beendigung verbrachte ich die übrige Zeit in der tiefsten Einsamkeit und der möglichsten Beschränktheit."

* * *

Der Urheber dieser Erfahrungssätze versucht keine Art von philosophischer Beweisführung; er gibt sie einfach als *Resultate* seiner bewegten, zum Teil sogar abenteuerlichen praktischen Laufbahn[1] und sie

[1] Friedrich Max *von Klinger* wurde 1752 zu Frankfurt a. M. in einer dürftigen Familie geboren und war, nachdem er mit Not seine Universitätsstudien in Giessen

sind uns als solche auch bei weitem wertvoller, als wenn sie aus irgend einer philosophischen oder theologischen Studirstube stammten, deren Insasse mit dem Leben vielleicht nur in sehr geringe Berührung gekommen ist.

Wir wollen sie daher unsererseits auch nicht durch eine Übersetzung in das Abstrakte, die uns selber nicht überzeugen würde, verdünnen, sondern bloss noch mit einigen, ebenfalls rein praktischen Bemerkungen begleiten.

Ad 1. Der wahre Idealismus besteht offenbar nicht darin, dass man sich über die Wirklichkeit täuscht, oder darüber absichtlich hinwegsieht, indem man sich von ihr gänzlich zurückzieht und in eine eigene Traumwelt einspinnt, sondern darin, dass man die Welt *tiefer* fasst, als dies gewöhnlich geschieht, und sie, zunächst in sich, *überwindet*. Denn wir sind Haus von aus auch ein Stück Welt und es gibt keine Möglichkeit

---

gemacht hatte, zuerst Theaterdichter bei einer wandernden Schauspielergesellschaft. Später diente er während des bairischen Erbfolgekrieges in einem Freikorps, wurde dann Vorleser und Reisebegleiter des Grossfürsten (nachmaligen Kaisers) Paul von Russland, Direktor des adeligen Kadettenkorps, des kaiserlichen Pagenkorps und des adeligen Fräuleinstifts, unter Alexander I. auch Kurator der Universität Dorpat. In allen diesen *schwierigsten* Lebensstellungen, die es überhaupt geben kann, im Verkehr mit Schauspielern, Kronprinzen, Autokraten, adeligen Pagen, vornehmen Fräulein, Diplomaten und Professoren, die sämtlich gewiss nicht zu den Menschen gehören, mit denen am leichtesten zu verkehren ist, an einem durch und durch verderbten, von Strebern der schlimmsten Art erfüllten Hofe, wie derjenige Katharinas II. es war, bewahrte Klinger stets seinen gleichen, offenen Charakter und moralischen Mut, der ihm die hohe Achtung seiner Zeitgenossen erwarb. Goethe erwähnt seiner in „Wahrheit und Dichtung“ u. a. mit folgenden Worten: „Jenes Beharren eines tüchtigen Charakters aber wird um desto würdiger, wenn er sich durch das Welt- und Geschäfttsleben hindurch erhält und wenn eine Behandlungsart des Vorkömmlichen, welche manchem schroff, ja gewaltsam erscheinen möchte, zu rechter Zeit angewandt, am sichersten zum Ziele führt; dies geschah bei ihm, da er ohne Fügsamkeit (welche ohnedem die Tugend der gebornen Reichsbürger niemals gewesen) sich zu bedeutenden Posten erhob, sich darauf zu erhalten wusste und mit Beifall und Gnade seiner höchsten Gönner fortwirkte, dabei aber niemals weder seine alten Freunde, noch den Weg, den er zurückgelegt, vergass.“ Noch in seiner späteren Lebenszeit studirte Goethe Klingers Schriften, „die mich an die unverwüstliche Tätigkeit nach einem besondern eigentümlichen Wesen gar charakteristisch erinnerten.“ Die Philosophie, die durch ein solches Leben glücklich und mit Ehren hindurchgeleitet hat, kann in der Tat nicht anders als eine bemerkenswerte sein.

Unter den deutschen Dichtern zählt Klinger zu denjenigen der Sturm- und Drangperiode, welcher er durch sein Drama „Sturm und Drang“ den Namen gegeben hat. Seine Dichtungen werden aber kaum mehr gelesen, sondern gehören nur noch der Literaturgeschichte an.

ihrer Überwindung, wenn nicht zunächst *dieses* Stück überwunden ist, durch feste Prinzipien und gute Gewohnheiten[1].

Daraus ergibt sich die richtige Beurteilung des „*Erfolges*", von dem Klinger in seinem ersten Satze sprechen will. Ein Mann unserer Zeit, der sich desselben in hohem Masse berühmen konnte und ihm zeitweise in seinem Leben auch mit ziemlich weitgehendem Eifer gedient hat (Thiers), hat dennoch gelegentlich den merkwürdigen Ausspruch getan: „les hommes de principe sont *dispensés de réussir*, le succès n'est une condition que pour les habiles." Das will einerseits sagen: man muss unter einem unbeschädigten *Durchkommen durch die Welt* nicht das verstehen, was unter dem Namen Erfolg, noch besser mit dem französischen Worte „succès" für viele Menschen das Ziel ihres Strebens ausmacht. Das ist etwas ganz anderes; wer auf das spekulirt, der mag auf Gemütsruhe, Frieden mit sich selbst und andern und in den meisten Fällen auch auf Selbstachtung von vornherein verzichten. Zum wirklichen Erfolge im Leben, d. h. zur Erreichung der höchst möglichen menschlichen Vollkommenheit und wahren nutzbringenden Tätigkeit gehört sogar notwendig ein öfterer äusserer Misserfolg[2].

Unter „Durchkommen" meint Klinger also eine ehrliche Lebensarbeit mit einem Sieg *am Schlusse*, beziehungsweise im ganzen betrachtet, wie sie allein der Wunsch und die Hoffnung eines tapfern und rechtschaffenen

---

[1] Der grosse Unterschied unter den Menschen ist zunächst der, ob sie das Leben als etwas auffassen, das *zum Angenehmsein* da ist, oder *zum Rechthandeln*. Das beherrscht die ganze Gesinnung. Diejenigen, die sich für das letztere entschliessen, müssen dann weiter den Weg zum Rechthandeln*können* finden, um zuletzt zur *Gewohnheit* des Rechttuns zu gelangen, die allein entscheidend wirkt. Den andern hilft alle Philosophie, Moral, oder Religion *gar nichts* zum wahren Leben, sie sind dafür tot und taub. Deren aber gibt es heute viele und in *allen* politischen und kirchlichen Parteien.

[2] Wir freuten uns, diesem Gedanken in einem Nachrufe über den jüngst verstorbenen Professor *Brinz* zu begegnen, der einer der glücklichsten Menschen unserer Zeit war. Die betreffende Stelle lautet: „Er betrachtete es als in der Weltordnung gelegen, dass von Zeit zu Zeit etwas gegen unsern Willen geschehe und es schien ihm für unser Inneres gut und heilsam, dass es so sei. Ein Übel und Schmerz, die wir ohne unsere Schuld erleiden, scheinen die Sühne sein zu sollen für manches Gute, dessen wir unverdient teilhaftig werden. Es reinigt und stärkt die Seele auf dem Wege der Vervollkommnung." Wer konsequent so fühlt, der ist dem schwierigsten Teile des Lebens entgangen.

Eine anfänglich in ihrer Diktion etwas auffallende, aber richtige Bemerkung von *Spurgeon* ist die, dass die Menschen durch den Erfolg „versucht" werden. Das Lob zeigt den Stolz, der im Innern ist, der Reichtum die Selbstsucht; beide würden ohne den Erfolg verborgen geblieben sein; durch ihn entwickeln sie sich, solange noch ein Keim dazu vorhanden ist.

Menschen ist. Der *stete* Erfolg ist nur für Feiglinge notwendig. Ja, man kann, wenn man will, noch weiter gehen und sagen: das Geheimnis der *grössten* Erfolge liegt im Nichterfolg, sofern nur die Sache selbst eine bedeutende ist. Die Menschen, die die grösste Anziehungskraft besitzen und in unauslöschlicher Erinnerung bei ihrem ganzen Geschlechte geblieben sind, erreichten ein so grossartiges Lebensziel keineswegs durch den Erfolg. Cäsar und Napoleon würden in der Geschichte nur als Tyrannen fortleben, ohne Brutus, Waterloo und St. Helena; die Jungfrau von Orleans als ein tatkräftiges Weib, wie es viele gab, ohne ihr Martyrium; Hannibal würde unerträglich sein, wenn Karthago gesiegt hätte. Sulla und Augustus, die erfolgreichsten Menschen der römischen Geschichte, können einen innern Widerwillen des Lesers ihrer Biographien niemals ganz überwinden. Washington ist nicht ein in den weitesten Kreisen populärer Held geworden; Robert Lee wird in der Geschichte späterer Zeiten von einem Zauberglanz des Ruhms umgeben sein, der Ulysses Grant fehlt und den auch Abraham Lincoln bloss durch sein tragisches Ende erlangt hat. Ein falscher Verräter, wie Karl I. von England wird heute noch von vielen hochgeehrt, die Cromwell, den heldenhaftesten Mann der neuern Geschichte, hassen. Wäre er auf dem Schaffot und jener im Besitze des Erfolges gestorben, so würden die Rollen umgekehrt verteilt sein. Auch das Leben des Kaisers Friedrich III. ist ein Beispiel und wird es in der Zukunft, in einer bessern Zeit, als die jetzige, noch mehr sein[1]. Das grösste Beispiel von allen hat das Kreuz, den

---

Der Erfolg zeigt überhaupt die *übeln* Eigenschaften der Menschen, der Nichterfolg die *guten*; das lässt sich sehr leicht beobachten.

Die Folgen des Heraustretens aus dem Egoismus schildert Spurgeon etwas phantastisch, aber richtig, wie folgt: „Wenn Ihr aus dem Selbst herausgetreten seid, wo seid Ihr dann hineingetreten? Ins Unendliche. Der, welcher das Unendliche erreicht hat, braucht nicht länger zu rechnen. Es gibt keine Grenzen mehr, wenn Ihr einmal aus Euch selber herausgeht.“

[1] Selten wohl ist ein *ganz* edelgearteter Mensch durch den Misserfolg allein *geistig* zu Grunde gegangen, wenigstens ist uns ein solches Beispiel nicht bekannt, unzählige aber durch zu frühen, oder zu vollständigen Erfolg. Sogar die menschliche Natur sträubt sich gegen ein permanentes Glücksgefühl. Hegel sagt daher mit Recht, das individuelle Glück sei bei tiefern Naturen stets mit einer gewissen Wehmut verbunden, die anzeige, dass es nicht ganz das Richtige sei. Die relativ glücklichsten Menschen sind daher diejenigen, die in einem grossen Gedanken, der nicht persönlicher Egoismus ist, ganz aufgehen, die nächstglücklichsten massvolle Naturen, wie Klinger. Die letzteren haben den grösstmöglichen Erfolg für sich; die ersteren brauchen ihn nicht, um glücklich zu sein.

Auch der gewöhnlichen *Güte* sogar misstrauen wir instinktiv bei sehr glücklichen Menschen und dieses Gefühl hat sein Recht, das ein berühmter Mann unserer Zeit mit den Worten aussprach: „Ohne Leiden ist alle unsere Güte Blüte, das Leiden erst reift sie zur Frucht und führt vom *Scheine* ins *Wesen*.“

damaligen Galgen, zu einem Ehrenzeichen für die ganze Welt gestempelt und die römische Weltmacht ist daran zu Grunde gegangen. Man kann sich, auch ganz menschlich und untheologisch aufgefasst, den geradezu beispiellosen Erfolg des Christentums nicht als möglich vorstellen, sofern es die Schriftgelehrten seiner Zeit annehmbar gefunden hätten.

Etwas von diesem Misserfolg hängt allen wahren Lebenszielen an, darauf mache dich gefasst, junger Leser, wenn du dein Leben nicht in den gewöhnlichen Wegen der Alltäglichkeit verlieren willst. Diese Art Missgeschick trägt aber eben auch nicht mehr den alltäglichen Namen Unglück, sondern die Dornenkrone des „Kreuzes", die eine Krone ist und ihre Natur nicht verleugnet[1].

Ad 2. Wir könnten hier noch beifügen: Kein „Streber" erreicht jemals sein *wirkliches* Ziel. Es ist zwar wunderbar genug, was die menschliche, auf Einen Punkt beständig gerichtete Aufmerksamkeit und Energie zeitweise zu erreichen vermögen und die Beispiele dafür liegen auf allen Strassen vor Augen. Aber im Grunde wollen doch diese Menschen nicht reich, oder geehrt, oder mächtig, oder gelehrt werden, sondern sie halten eben diese Eigenschaften für die notwendigen *Vorbedingungen* zur Glücksempfindung. Sobald man jemand die *vollständige* Überzeugung beibringen könnte, dass er durch Reichtum nicht nur nicht glücklich, sondern im Gegenteil in seiner Empfindung unglücklich werde, so würde er mit höchster Wahrscheinlichkeit dieses Streben aufgeben. Von allen Strebern sind die *gebildeten* die unglücklichsten. Sind sie noch auf den untern Stufen der Leiter, die sie zu erklimmen suchen, so verzehrt sie der Neid gegen alle Höherstehenden, die kläglichste aller Empfindungen,

---

[1] Unter den vielen Anekdoten, zu denen der witzige Fürst Talleyrand Veranlassung gab, ist eine der für seine richtige Auffassung menschlicher Dinge bezeichnendsten die folgende: Ein Stifter einer neuen Religion — wenn wir nicht irren, war es der Erfinder des „Theophilanthropismus" Lareveillère-Lepaux — unterbreitete ihm sein System und wünschte seine zustimmende Ansicht, dass damit das Christentum ersetzt werden könnte. Talleyrand sagte, er finde alles gut, nur eines scheine ihm noch zum durchschlagenden Erfolge der neuen Lehre zu fehlen: „L'auteur du christianisme s'est fait crucifier pour sa doctrine, je vous conseillerais de faire autant."

Damals ist *der Idealismus in Person* am tiefsten herabgewürdigt worden, und zwar gleichmässig von Frommen und Weltmenschen, von Kirche und Staat. Seither hat er sich schrittweise wieder aus dieser vollendeten Schmach erhoben und alle wahre Humanität, auch alle wahre Genossenschaft in Staaten und Kirchen muss auf ihn gegründet sein, wenn sie innern Halt haben soll. Aus dem gleichen Grunde kann alles *prinzipiell* unidealistisch Gesinnte diesen Namen nicht hören und sucht die Welt vor allen Dingen *davon* abzuwenden. Das würde an sich sehr wenig zu bedeuten haben (da es nicht gelingen wird), wenn nicht die Halbheit im Christentum sich so breit machte, dass viele gut angelegte Menschen beständig daran irre werden.

die auch den Menschen in seinen eigenen Augen am tiefsten herabwürdigt. Sind sie höher gestiegen, so werden sie dazu noch von der beständigen *Furcht* vor Nachstrebenden gepeinigt, deren Gedanken und Absichten sie ja aus eigener Erfahrung nur zu gut kennen. Suchen sie sich hiegegen durch Cliquenbildung zu versichern, so sind sie niemals geschützt gegen Verrat aus diesem intimen Kreise, der jeden fallen lässt, welcher dem Falle nahe zu sein scheint; übertäuben sie endlich die beständige innere Unruhe durch Genuss, so verlieren sie dadurch die Eigenschaften, welche sie zu ihrer Erhaltung am meisten bedürfen. Übrigens sind auch die Chancen nicht sehr gross. Unter zehn Strebern erreicht sicher höchstens einer das Gesuchte und auch von diesen „Glücklichen" sind noch die Mehrzahl vor ihrem Ende nicht glücklich zu preisen. Wenn die Beispiele nicht so alltäglich wären, dass jedes Zeitungsblatt solche enthält, so würden wir einige zitiren[1].

Schon ein Prophet des israelitischen Altertums schildert dieses wenig befriedigende Resultat des gewöhnlichen Lebens und Strebens mit den klassischen Worten, die man heute ohne weiteres wiederholen kann:

„Schaut, wie es euch geht: Ihr *säet viel* und erntet wenig, ihr esset, ohne jemals satt zu werden, ihr trinket ohne volle Befriedigung,

---

[1] Wir können uns wenigstens statt dessen nicht versagen, einen schönen Brief eines Staatsmannes unserer Zeit beizufügen:

„**Leopold von Belgien an Herzog Ernst von Koburg 1835.** *Der schönste Zweck des Lebens* ist, Gutes zu stiften, so viel als nur immer möglich. Der wahre Sinn des Christentums verlangt, dass man ohne Gepränge in jedem Augenblick des Lebens wohlwollend und mit Demut gegen Gott und die Menschen auf die Schicksale anderer einwirke. Ein Christ ist überhaupt nur der, der beständig die Lehren seiner schönen und milden Religion auch wirklich ins Leben treten lässt. Dieses vollständig zu können, ist bei den vielen Gebrechen der menschlichen Natur ungemein schwer, viel jedoch kann und soll geleistet werden. . . . . .

Für den *Mann in öffentlichen Verhältnissen* sind zwei Sachen noch ungemein wichtig: dass er wahr und sehr rechtlich sei. . . . . Heutzutage ist Bildung allgemein und es ist daher nicht leicht, sich vor andern Menschen an Verstand und Bildung ohne grosse Anstrengung auszuzeichnen. Rechtliche, wahre Charaktere, die sich zu allen Zeiten gleich bleiben, auf die man bauen kann, sind jedoch äusserst selten bei strenger Prüfung. Der Mensch, der also gut, rechtlich und wahr ist, versichert durch diese Eigenschaften sich einer Lage, deren Sicherheit ihm eine hohe Stelle unter seinen Mitmenschen geben wird und zugleich mehr als irgend etwas ihm den so nötigen Frieden der Seele in den vielfachen Stürmen des Lebens gibt, *ohne welchen man selbst bei grossem Success sich doch nur elend fühlen kann.*" *(Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg.)*

Diese Worte eines der besten und erfolgreichsten Staatsmänner unseres Jahrhunderts dürfen in unserer Zeit, die nur noch nach *Bildung* und Auszeichnung *auf diesem Wege* strebt, wohl überlegt werden.

ihr kleidet euch gut, ohne warm zu bekommen, und wer von euch Geld verdient, legt es in einen löcherigen Beutel."

Nichts ermüdet mehr als selbstsüchtiges Streben. Die Kraft, die dabei entwickelt wird, ist nichts als Fiebersteigerung, welche das *Kapital* der Kräfte aufzehrt. Die *gesunde* Kraft, die sich stets erneut, kommt aus dem uneigennützigen Wirken für einen grossen Zweck, und bei diesem allein findet man bei den Menschen *aufrichtige* Hülfe. Das ist auch der wahre Grund, weshalb die einen Menschen bei ihrer Arbeit ohne Kuren gesund bleiben und alt werden, die andern hingegen halbe und ganze Jahre ohne Erfolg in Bädern zubringen. Die vielen „nervösen" Leiden unserer Zeit haben grossenteils einen solchen Ursprung und können auch bloss durch ein Gesundwerden des *Geistes* und *Willens* kurirt werden.

Ad 3. Eine gewisse Neigung zur *Einsamkeit* ist absolut notwendig für die ruhige geistige Entwicklung sowohl, als für das wirkliche Glück überhaupt. Das wirklich erreichbare, von allen Zufälligkeiten des Lebens unabhängige Glück besteht in einem Leben in grossen Gedanken und in fortwährender ruhiger Arbeit für dieselben. Dies schliesst von selber alle unnütze „Geselligkeit" aus. *Alles* andere ist im Grunde eitel und vereitelt nur[1]. Auf diese Weise allein gelangt auch der Mensch dazu, sich nach und nach aller „Stimmungen" zu entäussern[2], auch die Menschen nicht mehr zu wichtig zu nehmen, sondern die Veränderlichkeit ihrer

---

[1] Goethe sagt bekanntlich mit diesen Worten, das Reelle sei „Interesse an den Dingen", alles andere sei „eitel und vereitelt nur". Wir glauben jedoch, diese „Dinge" müssen etwas näher bezeichnet werden, wenn der Gedanke *ganz* richtig sein soll.

[2] Von seinen „Stimmungen" muss ein Mensch, der glücklich lehen will, sich vor allem und ganz emanzipiren. Das menschliche Herz ist wirklich nach der Erfahrung jedes Menschen, der sich kennt, ein trügerisches, „bald trotziges, bald verzagtes Ding", und es ist selten geraten, seinen Eingebungen, die plötzlich kommen und gehen, zu folgen, sondern Prinzipien, die man sich in ruhigen Augenblicken für das Denken und Handeln festgestellt hat. Ebenso entspricht es der wahren Lebensklugheit, im Verkehr mit andern zu verfahren, auch ihre Stimmungen nicht allzuhoch anzuschlageu, sondern nur ihre dauernden Charaktereigenschaften zu berücksichtigen. Mit Nichtssagen, oder einem freundlichen „wir wollen sehen, wir wollen es in Überlegung nehmen" (einer Art persönlicher Referendumserklärung) werden oft die schwierigsten Situationen beseitigt, in denen *jede augenblickliche* Entscheidung hätte unglücklich ausfallen müssen. Eine solche Ruhe des innersten Wesens, gewissermassen der Tiefen des Gemüts gegenüber seinen Bewegungen an der Oberfläche, hindert erfahrungsgemäss keineswegs am energischen Handeln, wo eine klare Pflicht dazu vorliegt, ist im Gegenteil die Quelle aller wahren und ausdauernden Entschlossenheit.

Meinungen und Neigungen mit ruhigem Sinne zu betrachten und das, was hoch unter ihnen ist, eher zu vermeiden als aufzusuchen, soweit es seine Neigung betrifft und mit seinen Berufspflichten nicht im Widerspruche steht[1].

Ad 4. Dieser letzte Passus enthält im wesentlichen einen kurzen Abriss der Klingerschen Lebensphilosophie. Die Lebensgänge der Menschen mögen, im einzelnen betrachtet, verschiedenartig erscheinen, im ganzen und grossen zeigen sie doch eine sehr auffallende Übereinstimmung. Der eine Teil lebt, bewusst oder unbewusst, in hohen oder niedrigen Lebenskreisen, das Dasein eines *Tieres*, das für eine kurze Lebensspanne seinen ihm von der physischen Natur angewiesenen Weg verfolgt und eine andere Bestimmung gar nicht kennt[2]. Der andere Teil

---

Das alles bezieht sich naturgemäss zumeist anf den Verkehr mit Freunden. Wie *Gegner* zu behandeln seien (ob in *ihrer* Weise, d. h. Gleiches mit Gleichem vergeltend. oder in *eigener* Weise, zum mindesten ohne Hass und Rachsucht), darüber sind die Meinungen selbst bei sehr rechtschaffenen Leuten sehr geteilt. Im ganzen kann man aber sagen, dass wer an Gott wirklich glaubt, Feinde nie sehr stark fürchten wird und umgekehrt; Menschenfurcht und Gottesfurcht (letzteres allzu theologisch gewordene Wort ganz wörtlich aufgefasst) schliessen sich aus; *ohne* diesen Glauben ist es unmöglich, *alle* Menschen mit Nachsicht und Festigkeit zugleich zu behandeln.

Was endlich den Verkehr mit dem „Publikum" im allgemeinen anbetrifft, so scheint uns Platen gelegentlich einmal die richtige Mitte zwischen Unter- und Überschätzung *dieser* Stimmungen getroffen zu haben, indem er sagt: „Das Urteil der Menge mache dich immer nachdenklich, niemals verzagt."

[1] Das letztere ist ein *Hauptpunkt* für das menschliche Glück. Es ist wunderbar, wie wenig dies in richtiger Weise geschieht und wie viele Leute noch glauben, Frömmigkeit mit Gefühl der Vornehmheit verbinden zu können, entgegen unzähligen Erfahrungen und einem sehr bestimmten, ja man könnte sagen schroffen Ausspruch Christi (Luc. XVI 15; vgl. auch Luc. XII 29 und 1. Kor. I 26—28; Gal. II 6). Die gleichen Leute, welche solche positivste Worte völlig ignoriren, ereifern sich dagegen gern etwa für die Todesstrafe, oder die absolute Enthaltung von geistigen Getränken, oder ähnliche *Nebendinge,* von denen Christus nie ein Wort gesprochen hat.

[2] Unter *diesem* Gesichtspunkte gewinnt dann allerdings der „Kampf ums Dasein", der bis zu einem gewissen Punkte (wiewohl auch nicht unbedingt) unter den Tieren herrscht, eine Bedeutung. Wir möchten aber unsererseits nicht in einer Welt leben, in der keine andere Wahl gelassen ist, als *Unterdrückter* oder *Unterdrücker* zu sein, und glauben, es handle sich eben darum, die Menschheit wieder von einer so traurigen und *menschenunwürdigen* Ansicht abzubringen. Selbst wenn nur der entfernteste Schatten einer Aussicht vorhanden wäre, auch anders leben zu können, als mit diesem trostlosen Gedanken, so müsste dieser Weg versucht werden, bevor man sich in dieses Schicksal ergibt. Würde in der Tat die Menschheit sich nicht immer von neuem daraus aufraffen, so würde schon längst keine Staatsordnung mehr bestehen, die unter diesem Gesichtspunkt auch nichts anderes als eine beständige Herrschaft und Organisation der Gewalt gegen die Schwächern ist

sucht einen Ausweg aus dieser wenig befriedigenden Lebensanschauung. Der Lebensgang dieser nach etwas Besserem *Suchenden* ist von Dante im ersten Gesange der göttlichen Komödie am schönsten beschrieben und diese Entwickelung bildet den Gegenstand aller innern Lebensgeschichten bedeutender Menschen[1]. Den Eingang bildet die Unbefriedigung mit dem gewöhnlichen Leben, das Sehnen nach etwas Besserem; die Vernunft selbst sucht einen Ausweg aus dem Labyrinth und fasst zuletzt, „des Treibens müde", den *Entschluss*, *um jeden Preis* den Weg aller Welt zu verlassen, um zum Frieden zu gelangen. Wenn derselbe gefasst ist, so hält sich der Mensch für gerettet und empfindet das

---

Das Schlimmste übrigens an diesem Pessimismus ist nicht die unbefriedigende, glücklose Theorie, sondern die damit öfters verbundene eitle Selbstbespiegelung, die *die moralische Impotenz interessant findet* und andern einreden möchte, das sei erst recht die wahre Geisteshöhe, alles, sich selbst scheinbar nicht ausgenommen, als schlecht zu empfinden. An diesem Punkte, glaube ich, müsste mit der Erziehung der modernen Jugend begonnen werden, ausgehend von der auf Vernunft und Erfahrung gegründeten Idee einer *sittlichen Weltordnung*. gegenüber welcher der Materialismus eine mindestens ebenso unbeweisbare und jedenfalls keinen Menschen innerlich befriedigende Theorie ist. *Wissen* können wir beides nicht, ob die Welt ein Chaos, ein Gebilde des Zufalls, ein Produkt in ihren letzten Ursachen unbegreiflicher, sogenannter Naturgesetze, oder eine von einem sittlichen Willen beherrschte Ordnung ist. *Wahrscheinlicher* ist aber von vorneherein das letztere für jeden, der sich in eine solche sittliche Ordnung fügen *will* (da steckt die Schwierigkeit des Begreifens grösstenteils) und derselbe wird dann bald sehen, dass ein solches sich Einfügen für den einzelnen Menschen Glück und Zufriedenheit, das Gegenteil aber Unheil und inneren Zwiespalt bedeutet. Die tatsächliche Existenz einer solchen Weltordnung ist, wie schon oben gesagt wurde, nicht philosophisch beweisbar; alle sogenannten Beweise sind ungenügend, sie muss an ihren Wirkungen erfahren werden. Kläglich aber ist es in hohem Grad, wenn selbst hochgebildete Menschen ihr Leben in Zweifeln über diese Hauptsache, von der unser gesamtes Denken und Handeln abhängt, zubringen und sich wohl noch gar einreden lassen, der Zweifel gehöre mit zur höhern Bildung (I. Könige 18, 21; Ev. Joh. XV 22—24). In etwas andern Worten sagt dies auch Goethe in dem oft zitirten Ausspruche: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren." Viele *seiner* Verehrer lesen aber „ruhig bei Seite zu lassen".

[1] Eine Reihe von solchen merkwürdigen Lebensgeschichten sind u. a. seiner Zeit von Tersteegen zusammengestellt worden. Eine gute allegorische Darstellung des innern Lebensweges ist die „Pilgerreise" von *Bunyan* und das „Heimweh" von *Stilling*. Auch von *Ulysses v. Salis-Marschlins* ist eine solche weniger bekannte Allegorie unter dem Bilde einer sehr interessanten Fussreise von Zürich durch Graubünden nach dem Lago d' Iseo vorhanden, die diesen Weg in seinen Verhältnissen vor 100 Jahren sehr anschaulich beschreibt. Das Schönste bleibt aber stets die göttliche Komödie, die beste Lektüre für denkende Menschen am Eingange des *reifern*, bereits mit Erfahrung ausgestatteten Lebensalters.

innere Wohlgefühl, das mit dem Ankommen auf dem rechten Wege stets verbunden ist. Er ist es auch im wesentlichen Sinne, denn er ist nun dem ungehinderten Einfluss von neuen geistigen Kräften offen, denen er früher seinen Willen entgegengesetzt hatte[3]. Tatsächlich folgt nun aber als zweite Stufe ein *langer Kampf um die Herrschaft* zwischen dem, was der Apostel Paulus den alten und den neuen Menschen nennt, die beide vorhanden sind, wobei es sich darum handelt, den letztern zur Ausgestaltung zu bringen, so dass er nicht ein bloss halbgebornes Wesen bleibt. Auf dieser zweiten Stufe bleiben schon viele dieser nach dem Besseren strebenden Menschen während ihrer ganzen Lebenszeit und dies ist der Grund, weshalb so viele dieser der Tendenz nach richtigen Lebensläufe dennoch unbefriedigend auf andere wirken und wenig zur Veredlung der menschlichen Verhältnisse im allgemeinen beitragen, obwohl auch das oft unterschätzt wird. Erst die dritte Stufe des geistigen Lebens, allgemein verwirklicht, würde alle menschlichen Beziehungen richtig reguliren.

Diese ist das *Fruchtbringen*, die Mitarbeit an einem geistigen Reiche, das bald mit einem grossartigen Bauwerk, bald auch etwa mit einem ernsten Kriegsdienste verglichen zu werden pflegt. Das allein, *nichts* anderes, ist daher auch der individuell *befriedigte* Zustand. So lange der Mensch nur für sich lebt, wesentlich nur seine eigene Ausbildung, selbst im höchsten und edelsten Sinne, im Auge hat, empfindet er immer noch etwas, was an die Bitterkeit des frühern Egoismus erinnert, oder an das Halbdunkel, das in dem Goetheschen Worte ausgedrückt ist: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt.“ Dieses Streben für sich selbst muss einmal *aufhören;* es gibt nichts Unwahreres und im Grunde Trostloseres, als die vielbewunderte Maxime Lessings, wonach ein *ewiges Streben* nach Wahrheit dem Besitz derselben vorzuziehen sein soll. Es wäre gerade ebenso vernünftig zu behaupten, ein ewiges Dürsten, oder ein ewiges Frieren sei wohltätiger als das Finden der erfrischenden Quelle, oder der alles belebende Sonnenstrahl.

Der dieser religiösen oder philosophischen Ruhelosigkeit völlig entgegengesetzte Zustand ist der einer beständigen innern Befriedigung und

---

[3] Sowohl das alte, als das neue Testament verlangen daher von dem Menschen nichts anderes, als diese Eine „Wendung“, *einen einzigen Willensakt — niemals eine* „Besserung“. Der Mensch kann überhaupt nach dieser Anschauung nicht sich bessern, oder gebessert werden, sondern nur *aus sich selbst herausgehen* und eine *bessere Natur empfangen.* Das ist das ganze Geheimnis des Christentums, das offen und doch tief verborgen ist für viele.

Kraft[1], die sich aber zunächst in einer bedeutenden Demut und Abwesenheit alles Wohlgefallens an sich selber äussert und mit allerlei natürlichen Leiden sehr wohl vereinbar ist. Das ist die erreichbare höchste Stufe des menschlichen Daseins. Freilich wird es schwerlich jemals möglich sein, jemandem einen Begriff von dem Wohlsein zu geben, das darin liegt, nicht mehr beständig an sich selbst denken zu müssen („keine Privatangelegenheiten zu haben", wie Rothe sagt) und seine Arbeit ruhig, mit der völligen Gewissheit[2] eines, wenn auch nicht immer sichtbaren Erfolges zu tun. Der *Mut*, der zu diesem ganzen Wege gehört, zeigt sich in diesem dritten Stadium *nicht mehr* in seiner frühern Form einer gewissen Exaltation, die man leicht mit einer Art von Fieberzustand vergleichen könnte und die auch in einzelnen Fällen diese Form annimmt[3], sondern er bekommt eine äusserlich ganz kühle, ruhige Art, die mehr einer zentralen Unbeweglichkeit (einem sichern Vertrauen auf seinen Weg und Stern) gleicht, an der alle Ereignisse, namentlich aber alle Urteile der Menschen gar nichts mehr ändern[4].

Diese Beschreibungen haben das Missliche an sich, dass sie denjenigen, die Ähnliches noch nicht selbst erfahren haben, als etwas Phantastisches erscheinen. Es ist auch nicht einmal sehr zu tadeln, dass

---

[1] *Belegstellen:* Ev. Joh. X 11, XVI, 33; Ev. Matth. XI, 29.

Die müssiggehenden Heiligen des Protestantismus, die sich fortwährend nur „erbauen" wollen und nicht genug Anlässe zu religiösen Festen und Zusammenkünften erfinden können, sind in einem ebenso grossen Irrtum befangen, wie die stets betenden katholischen Orden. Daher fehlt ihnen auch die innere Ruhe so gut wie den „Gottlosen".

[2] Der Höhepunkt dieses Zustandes ist u. a. in dem Ev. Lukas V 17, X 17 19, XI 36; Ev. Joh. VII 38, VIII 31, 50, 51 beschrieben. Dass er nicht ein Stand *eigener Vollkommenheit*, sondern mehr ein Durchleuchten einer fremden Kraft sei, ergibt sich u. a. aus Ev. Joh. V 19. 20, 30, XIV 12; II. Kor. XII 10.

[3] Derartige *Ekstasen* (wie überhaupt alle religiösen Aufgeregtheiten) sind durchaus nicht, wie ein Teil der Kirche es ansieht, ein Zeichen eines besonders *vorgeschrittenen* innern Zustandes. Sie kommen auch bei den *bedeutendsten* Menschen *nicht* vor oder verlieren sich wenigstens in ihrer spätern Lebenszeit mehr und mehr (vgl. z. B. II. Kor. XII, 2: „vor 14 Jahren"). Es sind mit andern Worten höchstens *Durchgangspunkte.* Die h. Teresa, eine der exaltirten Heiligen der katholischen Kirche, weiss dies selbst sehr gut, z. B. bei der Beschreibung ihres geistlichen Vaters, des heil. Petrus de Alcantara (vgl. ihre Selbstbiographie in der deutschen Ausgabe der Gräfin Hahn, p. 270).

[4] Eine Beschreiberin solcher Zustände (sœur Jeanne Marie de la présentation, geb. 1581) sagt darüber: „Das Wegwerfen alles Vertrauens *auf sich und auf alle Menschen* gibt der Seele das *grösste* Gut, das man auf Erden erhalten kann. *Darin* besteht eigentlich das Ausziehen des alten Menschen..... Man meint zuerst, das

man bei der Erziehung der Jugend sehr wenig davon hört, denn allerdings kann sich die Phantasie leicht dabei einmischen und jede Unlauterkeit führt in solchen Dingen direkt auf den allerentschiedendsten Abweg[1]. *Nur den Aufrichtigen* lässt es Gott darauf gelingen, zu denen Klinger offenbar gehört hat.

Ob man nun das alles „Idealismus“ nennen will, womit für manche kluge Leute die Sache schon von vorneherein abgetan ist, lassen wir ganz dahingestellt. Jedenfalls scheint derselbe die Menschen, die sich ihm entschlossen anvertraut haben, zufriedener gemacht zu haben, als jede andere der sonst verbreiteten Lebensanschauungen und es brauchte eigentlich nicht gerade sehr viel Geschichtskenntnis, oder eigenen Blick in das Leben, um *davon* wenigstens überzeugt zu werden.

---

wäre es, wenn man die grobe Welt verlässt. Aber wir haben unsern grössten Feind in uns.“ Das ist ohne Zweifel auch der innerste Kern der Gesinnung Klingers gewesen.

Dazu, um das Vertrauen auf die Menschen entbehren zu können, gehört aber eine *sehr* feste Zuversicht auf die göttliche Gerechtigkeit, welche denn auch von allen solchen Schriftstellern gefordert oder vielmehr vorausgesetzt wird und ohne die ein solcher Weg gar nicht gangbar ist. Ein anderer israelitischer Prophet, als der oben zitirte, drückt dies so aus: „Ihr macht den Herrn unwillig durch euer Reden. So sprecht ihr: Womit machen wir ihn (denn) unwillig? (Antwort:) Damit, dass ihr sprechet: Wer Böses tut, der gefällt dem Herrn und er hat Lust zu demselben; oder: Wo ist der Gott, der da strafe?“ M. a. W.: Der Zweifel an der göttlichen Gerechtigkeit, oder gar an der Existenz einer solchen ist ein *Frevel* so gut wie die Bosheit selber und meistenteils bloss die Folge derselben.

Wollten wir die Lebensläufe merkwürdiger Menschen, die ein inneres Leben gehabt haben und die sich in allen Zeiten, Religionen und gesellschaftlichen Kreisen *vollkommen gleichen,* kurz resümiren, so würden wir sagen: „Zuerst im Leben frägt der Mensch, was *klug* ist, und sucht danach zu handeln; einigen gelingt es und sie bleiben dabei stehen. Andere, denen es nicht gelingt, fragen, was *gut* ist, und suchen darin ihre Befriedigung, die aber der Gefahr des Hochmutes ausgesetzt ist. Dritte, die dies rechtzeitig erkennen, verlangen nach einer höheren Leitung zu handeln. *Dieser* Weg ist aber *sehr* eng und führt anfangs durch das „Tal der Demut.“

[1] Aus diesem Grunde hat die katholische Kirche schon längst vorsorglich die Evangelien dem allgemeinen Gebrauche entzogen und sie durch eine bis ins kleinste Detail ausgearbeitete Kirchenlehre und die Autorität priesterlicher Kenner und Ausleger ersetzt. Die Schriften ihrer „Heiligen“ gehen aber doch meistens über diese Schranken hinaus.

Die Überfütterung schon der kleinen Kinder mit Religionslehren halten auch wir für einen pädagogischen Missgriff, der gewöhnlich von einem ganz missverstandenen Ausspruche Christi ausgeht. Wir lesen zwar wohl, dass derselbe die Kinder „herzte und segnete“, nicht aber die allergeringste Ansprache oder Lehre *an sie,* oder gar Aufforderung an sie, ihm nachzufolgen (vgl. Ev. Matth. XVIII 2, Mark. X 16, Luk. XVIII 21). Kinder brauchen viel *Liebe* und *Beispiel* und sehr wenig

Dennoch, fürchten wir, werden die meisten unserer Leser lieber dem König Agrippa[1], als Klinger folgen wollen, so wenig auch der tatsächliche „Erfolg“ für den erstern spricht.

* * *

„Wohl endet Tod des Lebens Not,
Doch schaudert Leben vor dem Tod;
Es schauet nur die dunkle Hand,
Den Becher nicht, den sie ihm bot.

So schaudert vor der Lieb ein Herz,
Als wärs vom Untergang bedroht.

Denn wo die Lieb erwachet, stirbt
Das Ich, der finstere Despot;
Lass du ihn sterben in der Nacht
Und wandle *frei* im Morgenrot.“

Eine Lehrerpersönlichkeit.[2]

Von Gustav Wiget in Rorschach.

Wenn auch nicht in den pädagogischen Systemen, so übersehen wir doch allzuleicht im Streit um die „echte Methode“ die Bedeutung, welche eine vorbildliche Lehrerpersönlichkeit für die sittlich-religiöse Gestaltung des jugendlichen Gedankenkreises hat, und doch ist ohne sie — und darin sind wir wohl einig — alle methodische Kunst und Lehrplantheorie nur nasses Pulver. Es tut daher gut, sich von Zeit zu Zeit dessen zu erinnern und, wenn uns im Leben solche Vorbilder begegnen, sie auf den Leuchter zu stellen. Darum rede ich jetzt zu den Lesern dieser „Blätter“ von dem Schulvorsteher *Joh. Schelling* in St. Gallen.

Nach 43-jähriger, segensreicher Wirksamkeit als Primar- und Reallehrer hat er sich vorigen November aus Gesundheitsrücksichten von seinem Amte zurückziehen müssen. Eine öffentliche Feier zu seinen

---

Religionslehren. Meistens aber steht die Fülle der letztern (die auch wohlfeiler sind) im umgekehrten Verhältnis zu der Fülle der erstern beiden und wenn die Zeit kommt, in der die Kinder die Religion selbständig brauchen könnten, so ist dieses Mittel in ihnen oft schon gänzlich abgenützt. Fast alle bedeutenden Verächter der Religion haben diese Lebensgeschichte; sie haben sie zu frühzeitig zum Überdrusse gehört, oder an ihren Eltern, Lehrern etc. schlechte Beispiele von ihrer Wirkung vor Augen gehabt. Daher wohl auch einer der härtesten Aussprüche Christi: Matth. XXI 31.

[1] Apostelgesch. XXVI 28.

[2] Vgl. hiezu den vorstehenden Aufsatz von Herrn Prof. Hilty. (Red.)

Ehren hat der bescheidene Mann aufs entschiedenste abgelehnt; sozusagen im stillen nur nahm er Abschied von seinen Schülern, seinen Kollegen und seiner Behörde.

Aber einiges, was da gesprochen wurde, verdient in allen pädagogischen Blättern abgedruckt und so den weitesten Kreisen bekannt gemacht zu werden.

Ich will nur zwei Stellen hervorheben. Erstens das Zeugnis, das der Präsident und Sprecher des Schulrates dem Scheidenden ausstellte; das Zeugnis nämlich, *dass seine Schule sein ganzes Sein und Denken und er wiederum die Schule mit seinem ganzen Sein und Wesen erfüllt habe.*

Und das Schönste dabei ist, dass es im ganzen Kanton nicht *einen* Kollegen gibt, der Schelling kennt und dieses Urteil nicht freudig und neidlos anerkennte.

Das andere, das für uns vorbildlich ist, das sind die schlichten, warmen, so recht im Sinn und Geist der Zucht gesprochenen Worte, mit denen Schelling von seinen Schülern Abschied nahm. Hier nur die eine Stelle[1]:

„O, ich möchte euch alle so gerne tüchtig, brav und glücklich wissen, dass es mich gelüstete, euch noch vieles zu sagen, wie ihr's werden könnet. Doch es ist nicht nötig; ich habe euch alles zuvor gesagt; ihr könnet's nicht vergessen haben: was wir an den Klassenversammlungen und vornehmlich in den Geschichtsstunden gesprochen und zu erkennen gesucht haben von Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung, von Arbeitsfreudigkeit und Genügsamkeit, von Vaterlandsliebe und Wahrheitsmut, von Menschenliebe und Erbarmen und andern Tugenden, deren Vorbilder im hehren Tempel der Geschichte vor uns standen. Heute rufe ich euch eines noch einmal zu: Werdet vor allem Arbeiter! Arbeiter, die in erster Linie an ihre Pflichten denken. Wenn ihr hinauskommt ins Leben zu Menschen, die euch nur von euern Rechten sprechen, so lasst euch um Gotteswillen nicht verführen, darob eure Pflichten zu vergessen. Ihr seht an mir, einem alten Arbeiter, der jetzt von der Berufsarbeit scheiden muss, dass wer seine Pflicht tut, auch zu seinem Rechte kommt. Arm und bloss trat ich vor 43 Jahren in den Beruf ein; ihn aber recht auszufüllen, das war der Gedanke, der mich vor allem beherrschte und antrieb. Zwei Sprüche aus dem Religionsunterrichte bildeten von Anfang an und bis auf den heutigen Tag meine Leitsterne. Da ich ihnen wohl zumeist mein Lebensglück verdanke, so will ich sie euch nicht vorenthalten. Sie können auch euch glücklich machen. „Trachtet vor allem nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch alles übrige hinzugetan werden.“ Das war der eine. Und der andere lautete: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Guten dienen.“ An diese Sprüche glaubte ich, und heute kann ich aus Erfahrung sagen: sie sind Wahrheit, goldene Wahrheit!“

[1] Zum Gedächtnis an den von seinem Amte zurücktretenden Herrn Schulvorsteher Joh. Schelling in St. Gallen am 5. November 1888. Separat-Abdruck aus dem „St. Galler Tagblatt“.

Wahrlich, auf den Mann passen die Worte des Propheten Daniel: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie Sterne immer und ewiglich.“

Schelling hat aufgehört, in seiner Schule zu wirken, aber er wirket durch sein Beispiel fort in allen st. gallischen Lehrern, die seine tiefe Religiosität, seine Gewissenhaftigkeit und Treue, seine Festigkeit und seine Ausdauer, seinen Takt und seinen milden Ernst kennen gelernt haben.

Und er wirket fort in seinen Schülern, von denen gewiss schon viele ihren Vorsteher im stillen gesegnet haben und vielleicht noch mehr in ihren späteren Jahren segnen werden, also dass sich an ihm auch die andere Verheissung der Schrift erfüllet: „die Lehrer werden mit Segen geschmückt!“ (Ps. 84, 7).

In der allgemeinen Anerkennung, die Schellings Persönlichkeit und Wirksamkeit gefunden haben, möchte ich noch einen Zug, der seinem Wesen eigen war, besonders hervorheben.

Er hat die seltene Kunst zu üben verstanden, neue Ideen mit der Frische der Jugend aufzufassen und sie hernach mit der Besonnenheit des reifern Alters zu prüfen.

So hat er auch der Herbartschen Pädagogik seine volle Aufmerksamkeit zugewendet. Um so erfreulicher und ermutigender war uns daher das Urteil über dieselbe, welches er an der Reallehrer-Konferenz 1882 in Au gesprochen: „Je mehr ich in die Herbart-Zillersche Pädagogik eindringe, desto besser gefällt sie mir.“

Für die moralische Unterstützung, die er unserer Sache geleistet, und für so manchen ermunternden Zuruf, den er uns freundlich gespendet, sagen wir ihm heute noch herzlichen Dank und behalten mit dem Gesamtbild seiner edlen Persönlichkeit auch diesen Zug in liebevollem Andenken.

J. P. Hebel als darstellender Erzähler.

Von Joh. Ad. Hug in Unterstrass-Zürich.

„Swaz der mensche nicht verstêt,
trâge ez im in diu ôren gêt.“
Hugo von Trimberg im „Renner“.

Die schulmässige Erzählung muss nicht nur auf die darzustellende Sache, sondern auch auf den Schüler Rücksicht nehmen, dem sie gilt. Dies wird, streng genommen, für jede einzelne Gegend eine besondere Präparation erfordern[1]. Ein Vorbild in dieser Beziehung kann jedem Lehrer der Rheinländische Hausfreund, Johann Peter Hebel, sein.

[1] Vgl. „Bündner Seminar-Blätter“, Jahrg. V, S. 65 und ganz besonders S. 119, sowie Jahrg. VI, S. 137 ff.

Unter allen Fächern der Volksschule ist die biblische Geschichte bis auf den heutigen Tag von methodischen Bearbeitungen am meisten verschont geblieben. Man ist nie ernstlich auf den Gedanken gekommen, einen Leitfaden für den Unterricht in der biblischen Geschichte zu schreiben. Zu ihrem Vorteil, dürfen wir sagen. Die Scheu vor dem Worte Gottes forderte, die heilige Geschichte möglichst mit den Worten der Bibel zu erzählen. Die Beschaffenheit des biblischen Stoffes rechtfertigte ein solches Tun; denn es gibt wohl selten ein Buch, welches mit so geringen Änderungen gerade wie für den Schulgebrauch gemacht erscheint. Eine biblische Geschichte, gut gelesen oder gut erzählt, ist ihrer Wirkung gewiss.

Was man auf dem Gebiet des elementaren Religionsunterrichtes schon längst als unumstösslich anerkannte, ist aber nichts als ein für den elementaren Geschichtsunterricht allgemein gültiges Gesetz. Dass die Gegenwart zu dieser Erkenntnis kommt, ist ein erfreuliches Zeichen, ein Zeugnis dafür, dass ein wirklicher Anschauungsunterricht in unserer Praxis mehr und mehr Boden gewinnt. Und offenbar hätten unsere Schulen aus dieser Erkenntnis bereits Vorteile gezogen, wenn der profangeschichtliche Stoff nur schon so verarbeitet vorliegen würde, wie der religiöse. Man zieht da und dort die Quellen für den Unterricht herbei. Aber oft hat man auch den Quellen gegenüber das Gefühl, sie seien für den pädagogischen Unterricht doch nicht so recht geeignet und sie bedürften noch da und dort einiger Umgestaltung. Welcher Art letztere sein soll, das wollen wir an den Erzählungen des Rheinländischen Hausfreundes zu zeigen versuchen.

Hebel kann wirklich als Muster eines guten Erzählers aufgestellt werden; aber er hat sich seine Kunst auch erst erwerben müssen. Das liebevolle Studium des Volkes, seiner Sprache, Sitten und Gebräuche, nicht zum mindesten aber auch die Darstellungsweise der Bibel haben ihn zu dem gemacht, als was er uns in der Geschichte der Literatur entgegentritt. Diese nennt uns zwar auch noch andere berühmte Erzähler. Wer wollte sich nicht vor Wilhelm Grimm, dem Erzähler der Kinder- und Hausmärchen, bewundernd neigen! Und doch scheint es uns, dass gerade für den Zweck des Jugendunterrichtes keiner besser zeigen kann, worauf es ankommt, als eben Johann Peter Hebel.

„Ich habe stets gefühlt, was ich gedacht“, muss auch der rechte Erzähler sagen können. Jedermann kennt Hebels schöne Erzählung: „*Unverhofftes Wiedersehen.*“ Des Verfassers Anteil an der Darstellung wird am klarsten durch eine Vergleichung mit seiner Quelle, die sich

in der Zeitschrift „Jason“ findet, wo die Geschichte folgendermassen erzählt wird[1]:

„Man fand einen ehemaligen Bergmann in der schwedischen Eisengrube zu Falun, als zwischen zwei Schachten ein Durchschlag versucht wurde. Der Leichnam, ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, war anfangs weich, wurde aber, sobald man ihn an die Luft gebracht, so hart wie Stein. Fünfzig Jahre hatte derselbe in einer Tiefe von dreihundert Ellen in jenem Vitriolwasser gelegen; und niemand hätte die noch unveränderten Gesichtszüge des verunglückten Jünglings erkannt, niemand die Zeit, seit welcher er in dem Schachte gelegen, gewusst, da die Bergchroniken, sowie die Volkssagen bei der Menge der Unglücksfälle in Ungewissheit waren, hätte nicht das Andenken der ehemals geliebten Züge eine alte treue Liebe bewahrt. Denn als um den kaum hervorgezogenen Leichnam das Volk, die unbekannten jugendlichen Gesichtszüge betrachtend, steht, da kommt an Krücken und mit grauem Haar ein Mütterchen, mit Tränen über den geliebten Toten, der ihr verlobter Bräutigam gewesen, hinsinkend, die Stunde segnend, da ihr noch an den Pforten des Grabes ein solches Wiedersehen gegönnt war, und das Volk sah mit Verwunderung die Wiedervereinigung dieses seltenen Paares, das sich das eine im Tode und in tiefer Gruft das jugendliche Aussehen, das andere bei dem Verwelken und Veralten des Leibes die jugendliche Liebe treu und unverändert erhalten hatte; und wie bei der fünfzigjährigen Silberhochzeit der noch jugendliche Bräutigam starr und kalt, die alte und graue Braut voll warmer Liebe gefunden wurde.“

Verständlich ist auch diese Erzählung geschrieben; aber wie anders wirkt der Inhalt im Hebelschen Kleide! Wir leben in der Geschichte. Hebel versteht es, uns etwas von dem spüren zu lassen, was die unmittelbar Beteiligten bewegen musste. Er brachte dem Ereignis sein Herz entgegen, und wo Teilnahme ist, da gesellt sich auch bald die ausschmückende Phantasie hinzu, welche die fehlenden Einzelheiten zu rekonstruiren vermag. Sie erfindet nicht, sie sieht. Wer gut erzählt, bei dem ist der Erzählungsstoff durch sein eigenes Denken und Fühlen hindurchgegangen. Das war bei Hebel der Fall. Seine Erzählungen sind nicht gemacht, sie sind innerlich erlebt. Könnten wir alle seine Geschichten, die kleinsten nicht ausgenommen, mit seinen Quellen vergleichen, wir würden überall dieselbe Erfahrung machen.

Aber nicht nur den Stoff hat der Erzähler ins Auge zu fassen; er muss auch seine Zuhörer berücksichtigen. Vor allem wird sich dies

[1] *Behaghel*, Hebels Werke, 2. Bd., S. 235.

äusserlich in seiner *Sprache* zu zeigen haben. Ein Kalenderschreiber, und so einer war Hebel, schreibt für das Volk. Soll ihn dieses verstehen, so muss er auch in der Sprache des Volkes zu ihm reden. Damit ist nicht gesagt, dass er die groben und unflätigen Ausdrücke mit in seine Darstellung aufzunehmen brauche. G. A. Bürger hatte recht, wenn er vom Volksschriftsteller verlangte, „er lerne das Volk im ganzen kennen, er erkundige seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen und für diese das rechte Kaliber zu treffen"; aber er ging zu weit, wenn er meinte, er müsse auch schön finden, was das Volk als schön ansehe. Da war Hebel anderer Ansicht. Man muss zum Volke herabsteigen, um es zu sich heraufheben zu können; man muss lernen mit den Kindern ein Kind sein, um sie dadurch für höhere Aufgaben empfänglich zu machen und darauf vorzubereiten. Sprich, wie das Volk, aber nicht alles, was es spricht.

Wie keiner neben und nach ihm, hat es Hebel verstanden, mit seinen Leuten recht deutsch zu reden. Frau Grammatik erhält freilich hie und da einen unsanften Seitenstoss und das „Arzneiglas", der „Hacken" u. s. f. muss dem „Gütterli" und „Ringge" weichen. Aber ist das denn ein so gar grosses Übel, wenn in der Wortfolge des Nebensatzes begonnen und in derjenigen des Hauptsatzes weiter gefahren wird, wenn die copulative Konjunktion steht, wo wir die causative setzen würden, wenn Satzteile scheinbar unnötig wiederholt werden (z. B. „Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden *anzureden*. ‚Guter Freund', *redete er ihn an*. . ."), wenn für unser Ohr unerlaubte Inversionen gebraucht werden (wie z. B. „in Wien der Kaiser Joseph...")? Es ist die Sprache des Volkes, der auch Luther in seiner Bibelübersetzung ihr Recht zugestanden: „Wer ist der Jäger, der mir zu essen gebracht hat und ich habe ihn gesegnet?" (1. Mos. 27, 33). Niemand macht dem Erzähler Hebel solcher sprachlichen Vergehen wegen einen Vorwurf, und dem Lehrer ist es auch gestattet, sich der Sprache des Kindes anzuschmiegen, wenn er damit einen Erfolg erzielen kann. Die Sprache des Buches und der Aufsätze sei korrekt; aber wo der Lehrer mit seinen Schülern in den direktesten Verkehr tritt, wollen wir ihm den individuellsten Ausdruck nicht verwehren. Die Sprache trägt nicht wenig dazu bei, uns einen Gegenstand lieb und teuer zu machen oder uns denselben zu entfremden. Warum spricht Tschudis Chronik so sehr zu unserem Herzen? Der Grund liegt nicht bloss „in dem treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geiste, sondern ebenso sehr auch in der diesem Geiste angemessenen Sprache."

Dass unter der ersten Forderung und unter dem zweiten Zugeständnis die *Objektivität der Erzählung* nicht leidet, das zeigen am

allerbesten Hebels Geschichten selbst. Wie ausgehauene kleine Meisterwerke stehen sie da. Wer „*Kanitverstan*“ gelesen hat, der wird den guten Tuttlinger Handwerksburschen nicht mehr vergessen, so lange er lebt. An andere Geschichten mit gleicher Objektivität brauche ich nur zu erinnern: Herr Charles, die Schlafkameraden, die Schmachschrift, lange Kriegsfuhr, ein gutes Rezept, der Zirkelschmied, der geheilte Patient, der Husar in Neisse, die Zundelfriedergeschichten, Unglück der Stadt Leiden u. v. a. m.

Objektivität und *Anschaulichkeit* einer Erzählung sind nicht immer bei einander. Hebel ist ein Meister der anschaulichen Erzählung. Und wie erreicht er seine grosse Anschaulichkeit? Scheinbar durch die einfachsten Mittel der Welt, durch die Befolgung des Goetheschen Wortes: „Greift nur hinein ins volle Menschenleben! Und wo ihr's packt, da ist's interessant.“ Das volle Menschenleben darzustellen, war Hebels Bemühen, wenn er auch mehr die heiter-ernste, als die traurige Seite desselben zeigte. Wer nur das Gewordene, die fertigen Tatsachen, erzählen kann, der ist kein rechter Erzähler. Dieser muss den Leser oder den Hörer auch in das Werden einzuführen imstande sein. Und wie fein versteht es Hebel, uns auch das Gemütsleben seiner Helden zu offenbaren! Dies geschieht nie in der Weise des Romanschreibers, durch psychologische Analysen, sondern stets in recht epischer Weise: er zeigt uns ein fortlaufendes Geschehen. Als wie ein ganz anderer erscheint z. B. der Herr Charles am Ende als am Anfang in der Erzählung, die seinen Namen trägt! Das innere Geschehen bedingt das äussere. Der Herr Charles hat keine Ahnung davon, dass er zu seinen eigenen noch mit fremden Kindern beschenkt werden soll. Es ist darum sehr begreiflich, dass er anfangs ein solch unerwartetes Geschenk nicht annehmen will. Aber er nimmt dem Polen doch schliesslich alle Kinder ab, deren Vetter er doch nicht ist, und bezahlt noch überdies dem Überbringer den ausbedungenen Lohn. Die Schilderung des Polen, wie er zu den „Französlein“ gekommen, bewegt den Herrn Charles, dass er jenem eins, dann zwei abnehmen will; und wie die Kinder auf „französisch zu weinen anfingen“, da entschloss er sich, der Vater aller zu werden. Das Benehmen des Polen bringt diesem auch noch seine fünfhundert Rubel. „*Monsieur* Charles, dachte er, und ein *armer* polnischer Fuhrmann!“ Man muss die Geschichte lesen, um die hübsche Darstellung recht nachempfinden zu können. Die Art, wie der Erzähler dabei den Leser zu interessiren versteht, erinnert an die deutschen volkstümlichen Erzähler des Mittelalters, wenn sie ihrer Hörerschaft z. B. zu raten gaben, wie dem Helden aus seiner Gefangenschaft wohl zu helfen sei.

Auch die Erzählung „*Die gute Mutter*“ darf hier nicht unerwähnt bleiben. Da fehlen auch die feinsten psychologischen Striche nicht. „...Er muss bei der Rheinarmee sein, sagte sie, und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen...“ Es sind scheinbar Kleinigkeiten, die wir hier hervorheben; aber gerade solche kurze Züge gewinnen den Hörer und den Leser. Sie rufen der Teilnahme für die Personen der Geschichte, was gerade der erziehende Unterricht so überaus notwendig hat.

Auch in der ernstesten Geschichte fehlt der *Humor* nicht. Hebel besitzt in diesem ein vortreffliches Mittel, den Sinn des Lesers frei und offen zu halten für das, was die Erzählung an ethischen Zügen bietet. Vom „Unverhofften Wiedersehen“ bis zum „Schneider in Pensa“ durchzieht alle Darstellungen dasselbe Gefühl. Oft möchte man gleichzeitig weinen und lachen. Das angebbare humoristische Element liegt häufig in den volkstümlichen Anschauungen, Ausdrücken und Vergleichungen, welche Hebel sehr geschickt zu verwenden weiss. Wir werden gleich noch einmal darauf zu sprechen kommen; darum mag es hier an einigen Beispielen genügen. Wir wählen dafür die Geschichte „*Der geheilte Patient*“. Gleich im Eingang vernehmen wir: „...er hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, ass aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: Windet's draussen oder schnauft der Nachbar so? Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Maltersack....“

Mit diesen Beispielen kommen wir auf ein wesentliches Mittel von Hebels anschaulicher Erzählungsweise. Es ist dies die Handhabung der *Vergleichungen*. Der Rheinländische Hausfreund versteht es, dieselben dem Anschauungs- und Erfahrungskreise seiner Leser zu entnehmen. Was nützt alle darstellende Kunst (auch im Unterricht), wenn die Darstellungsmittel nicht verstanden werden, wenn sie beim Leser oder Hörer nicht sofort anklingen? Je individueller man die Darstellung seinem Wirkungskreise anpasst, um so wirkungsvoller wird sie auch sein. Dabei kann es gar wohl vorkommen, dass man weiteren Kreisen unverständlich bleibt. Aber hier erwahrt sich dann auch das Goethesche Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Dies gilt ganz besonders auch von Hebel und von seinen Vergleichungen. Er nennt den Patienten in der vorhin erwähnten Erzählung „eine zweibeinige Apotheke“, ein Ausdruck, der dem Volkshumor entsprungen ist. Der Tuttlinger Handwerksbursche sieht in Amsterdam „Fenster, grösser als

an des Vaters Haus daheim die Tür.“ Um die Entfernung Sibiriens von der Heimat anzugeben, heisst es in der Erzählung „Der Schneider in Pensa“: Die Gefangenen wurden „abgeführt in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt.“

Das aber ist das Hauptmeisterstück in der Hebelschen Erzählungsweise, dass er für den Leser alles zu *lokalisiren* versteht, im kleinen wie im grossen. „Hebels Geschichten spielen meist nicht in irgend einem Dorf, sondern in Segringen, Hertingen oder Brassenheim, nicht in einem beliebigen Wirtshaus, sondern im roten Löwen, im roten Ochsen oder in der goldenen Linde“, wo der geneigte Leser auch schon einmal ein Schöpplein getrunken hat. „Der Grosssultan der Türken geht nicht einmal in die Kirche; die keifende Frau klagt ihr Leid nicht irgend einem klugen Manne, sondern dem Pfarrherrn, und vom Zirkelschmied, der kein Geld mehr hat, wird gesagt, dass er nimmer wusste, ob die bayrischen Taler rund oder eckig sind.“

An dieser Stelle müssen wir auch noch eine sprachliche Eigentümlichkeit berühren. Von Hebels Sprache im allgemeinen ist oben schon geredet worden; aber seine *Kunst in der Verwendung volkstümlicher Ausdrücke* bedarf einer besonderen Hervorhebung. Dadurch erhält im Verein mit der vorigen Eigenschaft auch das Unbedeutendste in den Hebelschen Erzählungen eine scharf umrissene Gestalt. Wir haben darin auch eine Art der Lokalisation vor uns. Es wird dies an etlichen Beispielen am deutlichsten werden. In der Erzählung „Der Husar in Neisse“, welche an sich schon einen lieblichen Eindruck macht, wird dieser noch dadurch erhöht, dass Hebel sie in die heimelige Bauernstube hineinzubringen weiss. „... die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm *den Kaffee ins Ofenrohr* ... — ... und kannte die Überzüge noch, und die *roten Namensbuchstaben*, womit sie *die Mutter gezeichnet hatte*, waren ja auch noch daran ...“ In der Geschichte „Der silberne Löffel“ heisst es: „Als nun das Essen *fast* vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Mass Ungarwein *zum Zuspitzen*...“ „und der Wirt schickte ihm den Hausknecht nach *mit einer Handvoll ungebrannter Asche.*“ An diesen Beispielen mag es genügen; frühere können ja zum Teil auch hierher gerechnet werden. Nur auf einen Umstand möchten wir hier noch aufmerksam machen. Die gebildeteren Personen lässt Hebel, wo es ihm notwendig erscheint, grammatisch richtiger sich ausdrücken, als er es selbst als Erzähler tut. Im „Barbierjungen von Segringen“ sagt der fremde Herr zu dem kecken Burschen: „Aber, junger Mensch, wer hat dir den Mut gegeben, mich zu rasiren,

so doch dein Herr und der Gesell sind fortgesprungen? Denn wenn du mich geschnitten hättest, so hätt' ich dich *erstochen.*" Der Lehrjunge aber antwortet: „Gnädiger Herr, ihr hättet mich nicht *verstochen* . . ."

Wie der rechte Epiker soll, vermeidet Hebel den raschen Gang in der Darstellung. Das macht seine Erzählungsweise durchaus nicht langweilig; es geschieht immer etwas. Der Epiker liebt es, die ganze Strecke, welche er zu durchlaufen hat, in immer kleinere zu zerlegen, die er unserer Phantasie so anschaulich als möglich vorzuführen sucht. Dieses liebevolle Verharren auch bei dem scheinbar Bedeutungslosesten nennt man die *epische Kleinmalerei.* Wir haben auf die diesbezügliche Eigenschaft der Hebelschen Erzählungen hinzuweisen Gelegenheit gehabt. Denn auch der kleine Erzähler ahmt in diesem Stücke den Epiker grossen Stiles nach. Unruhe ist das Charakteristische der dramatischen Handlung, Ruhe diejenige der epischen Darstellung. So sehr es innerlich wogen mag, der Erzähler bändigt die Sprache; er „schwebt mit Gleichmut über der bewegten Welt." Und diese äussere Ruhe wird hauptsächlich bedingt durch die Umständlichkeit, mit welcher der Erzähler darstellt. Nicht in allen Erzählungen zeigt Hebel diese Meisterschaft; dass er aber auch in dieser Beziehung ein Meister, das bezeugen seine besten Stücke, wie „Unverhofftes Wiedersehen", „Kanitverstan", „Lange Kriegsfuhr" u. v. a.

Die epische Kleinmalerei vermeidet die abstrakten Ausdrücke, alle Sammelnamen und alles, was den Inhalt nur allgemein bezeichnet; dafür setzt sie das Konkrete, das Einzelne und das Bestimmte. In Ausdrücken wie „eine lange, tatenreiche Zeit", „Abendruhe", „Sorglosigkeit" u. s. f. hat man eigentlich sehr wenig für die Anschauung. Füllen wir aber dieselben mit konkretem Material, so wirkt die Erzählung ganz anders. Auch die Figur der *Distribution*[1] weiss Hebel geschickt zu gebrauchen. Fünfzig Jahre lag der junge Bergmann im Vitriolwasser. Wer hat aber eine genaue Vorstellung, wie lange eigentlich fünfzig Jahre sind? Selten jemand. Darum sucht Hebel diesen Zeitraum in kleinere zu zerlegen, von denen er jeweils angibt, was darin geschehen. So wird die Zeit ausgefüllt mit Tatsachen, welche jeder kennt oder von denen er wenigstens von seinem Vater gehört hat. Das Beispiel ist zu umfangreich, als dass es hier mitgeteilt werden könnte. Es ist auch bekannt genug. An seine Stelle sollen zwei kleinere treten. Wie könnte man die menschliche Sorglosigkeit und Ahnungslosigkeit besser darstellen, als Hebel im „Unglück der Stadt Leiden"? — „Aber als nachmittags der Zeiger auf

[1] Siehe darüber „Seminar-Blätter" V, S. 72, Anmerkung.

dem grossen Turm auf halb fünf stand — *fleissige Leute sassen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müssige Leute hatten Langeweile und sassen im Wirtshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Türe,* — und plötzlich geschah ein Knall. Das andere Beispiel befindet sich in der Erzählung „Die gute Mutter“: „Zwei Stunden herwärts Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elsässer Bergen neigte, *die Hirten trieben heim, die Kamine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Strasse standen partienweise mit dem Gewehr beim Fuss, und die Generale und Obersten standen vor dem Lager beisammen, diskurirten mit einander, und eine junge weissgekleidete Person von weiblichem Geschlechte und feiner Bildung stand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind.*“ — Kleinere Distributionen findet man da und dort in den Erzählungen.

Man liest bisweilen, dass es nur dem erzählenden Dichter gestattet sei, den Leser oder den Hörer *in medias res* zu versetzen[1], und dabei denkt man an den Erzähler in gebundener Rede. Beispiele hierfür findet man in den Schillerschen Romanzen, im „Kampf mit dem Drachen“ und im „Taucher“. Der Dichter gewinnt durch ein solches Verfahren sofort das Interesse des Lesers oder Hörers für den Gegenstand seiner Darstellung. Man sieht keinen vernünftigen Grund, warum der Erzähler in Prosa dieses Kunstmittel nicht auch gebrauchen darf. Etwas Ähnliches geschieht ja so wie so im elementaren Geschichtsunterricht. Dieser versetzt den Schüler nur jeweils in die Hauptwendepunkte der geschichtlichen Entwickelung und führt ihm diese anschaulich vor. Wie der betreffende Höhepunkt erreicht wurde, wird nachher regressiv erschlossen. Sollte, was hier im grossen von Vorteil ist, nicht auch im kleinen angewendet werden dürfen? Der Anfang einer Begebenheit ist sehr oft das Unbedeutendste. Hebel hat es versucht, die chronologische oder bloss logische Folge der Vorfälle abzuändern und letztere nach anderen Gesichtspunkten anzuordnen. Doch gehören unter den grösseren Erzählungen Hebels nur zwei hierher: „Der Schneider in Pensa“ und „Herr Charles“, und beide gehören in die letzten Jahrgänge des Rheinländischen Hausfreundes, so lange dieser unter der Leitung Hebels stand. Die Aufnahme dieser beiden Erzählungen in die meisten unserer Lesebücher

[1] D. h. die Einleitung zu überspringen.

scheint sie nicht unter des Verfassers frühere Leistungen zu stellen. Man hat also dem Erzähler in Prosa stillschweigend zugestanden, was man von dem Erzähler in Versen fordert. Ob das in medias res rapere aber auch für die unterrichtliche darstellende Erzählung erlaubt sei, das kommt auf die Gewandtheit des Erzählers an.

Haben wir hier an etlichen Hebelschen Erzählungen gezeigt, worin das Wesen einer guten Erzählung bestehe, was zu wissen für den darstellenden Geschichtsunterricht so überaus notwendig ist, so sind wir doch nicht der Ansicht, dass ein solches Wissen an sich schon den guten Erzähler mache. Wir wollten vielmehr nur dem nach diesem Ziele Strebenden eine kleine Wegleitung geben, wie naive Erzähler zu studiren sind. Trifft auch für geborene Erzähler bis zu einem gewissen Grade das Wort Goethes zu: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig (bewusster) Kunst sich selber vor", so ist es doch gerade in der Gegenwart geforderter denn je, aus dem nur unsicheren Tasten zu bewusster Arbeit durchzudringen. Dadurch wird die angeborene Gabe veredelt und in ihrer Wirksamkeit erhöht. Und wer von der Natur auf irgend einem Gebiete stiefmütterlich bedacht wurde, muss durch eigene Arbeit einigermassen erringen, was er nicht besitzt. Ein Erzähler kann aber nur derjenige werden, der weiss, was er will. Zur Klarstellung dieses Zieles wollte unsere Arbeit beitragen.

Um Freund und Feind herum.

Von Dr. Roller.

Gratulor! Zum neuen Jahre nämlich und zur Metamorphose der „Bündner Seminarblätter".

Es war eine freudige Überraschung bei uns in Herbartingen, als pünktlich am 15. November die erste Nummer unter der neuen Flagge anlangte!

„Eine feine Nummer", sagte Dr. Waltari. „Erst die gediegene Besprechung des Hartmannschen Buches, dann die geist- und humorvollen, von der Liebe zum Volke und zum Lehrerstande eingegebenen Betrachtungen eines verdienstvollen Arztes und verehrten Menschenfreundes, endlich das zeitgemässe und hochinteressante Referat über die Reform des höhern Schulwesens und zum Schlusse noch eine instruktive Rezension."

„Wahrlich, fügte Collega Ratichius hinzu, der Herr Redaktor hätte im Vorwort die Backen etwas voller nehmen und etwas stärker in die

Posaune blasen dürfen; es war auch gar zu bescheiden von ihm, nur von dem guten Recht der „Blätter“ zu reden und nicht auch von dem vielen Guten, das sie schon bewirkt haben und wohl fernerhin bewirken werden.“

„Es ist besser so, fiel Oberlehrer Zwiebelwurz ein, lieber ein bescheidenes Vorwort und hernach aber gediegene Arbeiten, als grosse Worte in der Ankündigung und hintendrein Aufsätze und Beiträge unter allem —! Und übrigens ist die Liste der Mitarbeiter Empfehlung genug.“

Der Mann hat recht. Reklame kann einem Blatte wohl auf die Beine helfen, aber auf denselben es erhalten, kann nur ein ernstes, zielbewusstes und vereintes Streben des Herausgebers sowohl, der aus Achtung für die Leser an sich und seine Mitarbeiter die höchsten Anforderungen stellt, als auch der Mitarbeiter, die unverdrossen ihr Bestes geben und doch nicht böse werden, wenn der gestrenge Herr Redaktor es für nicht gut genug erachtet, zur Umarbeitung retour sendet oder beiseite legt.

Es sind nun sieben Jahre her, dass der erste Jahrgang der „Blätter“ erschien. Ich besitze ihn noch, diesen Jahrgang! Fast hat er den Einband nicht ertragen, so dünn war er! *78* ganze Seiten! Der zweite Jahrgang aber brachte es schon auf *132* und der sechste ist bereits ein ordentliches Buch von **298** Seiten geworden!

Diesem äusserlichen Wachstum entspricht auch der Zuwachs an innerem Gehalt von Jahrgang zu Jahrgang und das ist wohl die Hauptursache der immer zunehmenden Verbreitung der „Seminarblätter“ gewesen. Politische Parteien wenigstens sind ihnen nicht zu Gevatter gestanden und die „Schweizerblätter“ sind daher, Gottlob, jetzt auch frei von jeder politischen Fessel und niemand tributpflichtig.

Indessen, wer weiss, ob sie sobald bekannt geworden wären im lieben Vaterlande, hätten nicht die Götter vor fünf Jahren einen unfreiwilligen „Mehrer der Herbartschen Pädagogik“ erweckt, der die Aufmerksamkeit und das Interesse eines grossen Leserkreises auf die von ihm verketzerte Lehre lenkte. „Der Mohr hat seine Pflicht getan.“

Aber auch abgesehen davon, hat es in diesen sechs Jahren des Bestehens der „Bündner Seminarblätter“ manchen Kampf abgesetzt, bis auch der Herbart-Zillerschen Richtung ihr Anteil an der Fruchtbarmachung des Pestalozzischen Vermächtnisses zugestanden wurde. Manchem fällt das heute noch schwer und sie erheben immer noch das Feldgeschrei: hie Pestalozzi, hie Herbart, als ob der eine die Verneinung des andern wäre.

Ohne Kampf gibt es nun einmal keinen Fortschritt, auch nicht auf pädagogischem Gebiet, und wenn auch mitunter von hüben und drüben scharfe Streiche geführt worden sind, so hat doch auch dieser Streit sein Gutes gehabt; das bezeugt ein kompetenter und unparteiischer Mann, Prof. Dr. Hunziker nämlich. Dieser schreibt in seinen „Bildern zur neuern Geschichte der schweizerischen Volksschule“ (1. Lfg., p. 7): „So tritt auf dem Boden der Methodik seit Anfang dieses Dezenniums der gewöhnlichen Praxis die Herbart-Zillersche Schule entgegen. Nicht die Einzelnheiten des Herbart-Zillerschen Lehrganges, sondern neben ihren Grundbestrebungen auf stoffliche Konzentration und methodische Kunst die Tatsache, dass dem Bisherigen ein klar- und selbstbewusstes Neues sich entgegenstellt und dadurch Kampf und Anregung der mannigfachsten Art entsteht, darin liegt der bleibende und bedeutsame Gewinn, der sich der Schule aus solcher Diskussion darbietet.“

Mit diesem historischen Zeugnis über die ersten sechs Jahre seines Auftretens darf sich der Herbartianismus in der Schweiz wohl zufrieden geben. Lasse er jetzt ein wenig „die Waffen ruhn, des Krieges Stürme schweigen“, um Zeit zu finden, die allgemeinen Prinzipien auszubauen und sich konkreten Aufgaben der Schulpraxis zuzuwenden. Das ist mein Neujahrswunsch für die „Schweizerischen Blätter für erziehenden Unterricht“.

Die Volksabstimmungen in Bern und Zürich sind unzweideutige Zeichen, dass die jetzige Zeit nicht günstig ist für das, was man „organischen Ausbau der Volksschule“ zu nennen beliebt; was jetzt not tut, das ist die *innere Reform* der Schule, der Umbau der *Lern*schule in eine *Erziehungs*schule.

Unsere volle Sympathie hat die Mahnung, welche Herr Fritschi, Redaktor des Nachrichtenteils der „Schweiz. Lehrerzeitung,“ am Schlusse seiner Reflexionen über die Zürcher Schulabstimmung ausspricht. Während das Resultat der Abstimmung in manchen Kreisen den Ruf nach einem schulpolitischen „Kampfblatt“ erweckt hat, so erblickt Herr F. darin weder das notwendigste, noch überhaupt ein sehr wirksames Mittel zur Förderung der Schulinteressen, sondern — so fährt er fort — „wenn uns etwas notwendig scheint in diesen Tagen, so ist es die Festigung des Solidaritätsgefühls der Lehrerschaft. Wie viele schliessen sich von der Besprechung gemeinsamer Interessen und Schulfragen ab. Wenn wir einen „Kampf“ wünschen, so ist es der Kampf der Meinungen und Anschauungen, die sich auf dem Felde pädagogischer Tages- und Streitfragen mit einem Rüstzeug, das in *Arbeit und Studium der Materie* seine Stärke sucht, bekämpfen und abklären. Ein Widerstreit

der Meinungen, der zu tieferer Gründlichkeit des Studiums, zu neuer und sorgfältiger Beobachtung, zu nutzbringender Verwendung der Erfahrungen führt, kann der Schule und dem Lehrerstande nur frommen."

Sehr richtig! Und das kann geschehen ohne Verfassungsrevision, ohne Volksabstimmung, *aber nicht ohne Arbeit.* Es lebe die Arbeit!

Erläuterungen zum Anhang des III. Teiles des vaterländischen Lesebuches von Wiget und Florin[1].

Von Seminarlehrer A. Florin in Chur.

Der im Anhang gebotene Lesestoff steht unter den Hauptüberschriften: Gebete, Feste. Gedichte zur Geschichte und Naturkunde. Jahreszeiten. Verschiedenes. — Der Anhang darf aber nicht als Anhängsel betrachtet und behandelt werden. Wohl ist nicht zu verkennen, dass manche Stoffe desselben nicht in so inniger Beziehung zum Ganzen stehen wie etwa die geographischen und heimatkundlichen Lesestücke; der Zusammenhang ist da und dort scheinbar ein ganz loser; oberflächliche Prüfung findet vielleicht gar keinen. Die Begründung für die Wahl einzelner Stoffe kann sich nicht aus dem Lesebüchlein selbst, sondern erst aus dem Gesamtlehrplan für die betreffende Stufe ergeben, — denn es möge wiederholt werden, dass es gar nicht in unserer Absicht liegt, den gesamten Lehrstoff eines Schuljahres ins Lesebuch aufzunehmen.

Im folgenden sollen die Gesichtspunkte für die Wahl der Lesestücke, die der Anhang bietet, hervorgehoben und die Stelle, an welcher die einzelnen Lesestücke in der Konzentrationsreihe aufzutreten haben, bezeichnet werden. — Die Überschrift „Gedichte zur Geschichte und Naturkunde" weist als solche schon auf den Zusammenhang hin. Für mehrere Gedichte braucht derselbe wohl nicht noch besonders hervorgehoben zu werden. Die beiden Uhlandschen Gedichte „Siegfrieds Schwert" und „das Schwert" besingen einen Hauptthelden der Nibelungensage. Dass alles, was auf Siegfried, den Lieblingshelden der Kinder, Bezug hat, der kindlichen Teilnahme sicher ist, braucht keine weitere Beweisführung. Die Stelle in Siegfrieds Schwert: „Nun schlag ich wie ein anderer Held die Riesen und Drachen in Wald und Feld" weist auf den Punkt hin, wo die beiden Gedichte aufzutreten haben, nämlich im Anschluss an die Erzählung, wie Siegfried nach Worms kam. Dort sagt Hagen: Ob ich auch Siegfried noch nie gesehen habe, so will ich doch glauben, dass er es sei, der dort so herrlich steht. Seine Hand erschlug den Drachen. Mit den Phantasievorstellungen des Sagenkreises der Nibelungen ist das Geschlecht der Riesen und Zwerge eng verflochten. Im Kampfe gegen Brunhild schlüpfte Siegfried in jene Tarnhaut, die er von einem Zwerge besass (S. 4). Zwei Zwergkönigen, den reichen Nibelungen, hatte Siegfried einst den unermesslichen Nibelungenschatz abgenommen (S. 10). Siegfried will mit seinem Schwerte die Riesen schlagen (Siegfrieds Schwert). Damit ist die Beziehung für das schalkhafte Rückertsche Gedicht „Des Riesen Schwert" (S. 84), sowie auch für die „Riesen und die Zwerge" (S. 85) aufgedeckt.

Bei letzterm wird der Lehrer auf dieser Schulstufe ganz selbstverständlich bei der bloss tatsächlichen Auffassung des Inhaltes stehen bleiben. Für den tiefer liegenden Grundgedanken: der Bauernstand ist der wahre Nährstand u. s. w. fehlt die nötige Reife der Zöglinge.

Die Heinzelmännchen von Kopisch (S. 86 f.) zeigen das Zwergenvolk von seiner liebenswürdigen Seite. Zudem ist das Gedicht auch deshalb sehr wertvoll, weil dasselbe in dem spielenden Rhythmus, der an Goethes „Hochzeitslied" erinnert, eine ganze Summe von Handgriffen wichtiger Gewerbe äusserst interessant aufzählt.

---

[1] Im Kommissionsverlag von B. Braun in Chur. Preis 65 Rp.

Der gute Kamerad (S. 89) ist ungezwungen in Zusammenhang zu bringen mit dem liebenswürdigen Volker. Man denke nur an die Stelle, wo erzählt wird, wie Hagen und Volker vor Kriemhilds Saal sassen: „Ich helf' euch gewiss; so lang ich lebe, weich ich nicht einen Fuss von euch u. s. w. (S. 17). Der Spielmann von Rückert (gesammelte poetische Werke, III. Band) ist eines von den „fünf Märlein für mein Schwesterlein"; zwei derselben: Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt, und vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen, sind in alle Lesebücher übergegangen. Der Spielmann ist ebenfalls mit Volker „dem heitern Fiedler" (S. 14) in Beziehung zu setzen. Ganz besonders weist die Stelle darauf hin: Hört ihr die Töne, Hagen, die dort Volker mit den Heunen fiedelt; es ist ein roter Anstrich, den er am Fiedelbogen hat u. s w. (S. 20). — „Die Rache" von Uhland spiegelt in engem Rahmen einen Hauptzug der Nibelungen wieder; die Tragik des Schicksals, den Fluch der bösen Tat.

Wo die Gedichte zur Naturkunde aufzutreten haben, ergibt sich von selbst. „Der weisse Hirsch" (S. 93) steht auch dann noch innerhalb der Konzentrationsreihe, wenn in der Naturkunde der Hirsch nicht behandelt würde. Die Gedichte und Schilderungen unter der Hauptüberschrift „Jahreszeiten" reihen sich an die einschlägigen naturkundlichen Erörterungen an. Wie der Lehrplan der Naturkunde ausführt[1], sind unter allen Umständen und in jedem Schuljahr der Naturlauf des Jahres und dessen wechselnde Erscheinungen durch den Unterricht zu würdigen.

Die Behandlung von „Frühlingseinzug" (S. 95) kann man sich nur denken, wenn der Frühling draussen webt, ebenso entspricht „der Mai ist gekommen" (S. 96) nur einer Stimmung, wie sie leises Frühlingswehen bringt. Bei diesem schönen Geibelschen Gedicht haben wir mit vollem Bedacht die Strophen 4 und 5, die z. B. in der Liedersammlung Schäublins ganz unberufen ausgeschieden worden sind, aufgenommen.

Bei dem lustigen Spielmann, der in Strophe 4 zum fröhlichen Sange aufgefordert wird, werden die Schüler an den fröhlichen Volker denken. Und so wird Schritt für Schritt der denkende Lehrer die Stelle finden, wo das einzelne Gedicht und die hübschen Schilderungen — meistens von Curtmann — hingehören. Die Gedichte und poetischen Beschreibungen, welche die Jahreszeiten zum Vorwurf nehmen, sind durchaus nicht als „Konzession" aufzufassen. Wie schon gesagt, dürfen sie nicht losgelöst vom übrigen Lehrstoff auftreten, sondern haben mit dem naturkundlichen Unterricht in innige Beziehung zu treten. Die poetischen Gaben dürfen aber auch nicht die eigentlichen naturkundlichen Belehrungen ersetzen, gleichsam eine poetische Naturkunde sein.

Es scheint uns ein ganz verfehlter Standpunkt, naturkundliche Belehrung in poetisches Gewand zu kleiden, wie ihn A. W. Grube und Hermann Masius vertreten. So schön die Darstellungen beider sind, so hindern und stören die eingeflochtenen Gefühlsergiessungen doch ganz ungemein die nötige exakte Erfassung der Objekte. Bei der Darbietung von naturkundlichen Anschauungen handelt es sich zunächst um die nackte Realität für Sinne und Verstand. In der Naturkunde selbst darf die ästhetisch-religiöse Betrachtungsweise keine Stelle finden. Da ist das Vorstellungsgebäude solid nach der Richtschnur des Verstandes aufzubauen. Wir sagen: die ästhetisch-religiöse Betrachtungsweise ist *zunächst* ausgeschlossen. Wenn nun Sinne und Verstand ihren Bau aufgeführt haben, dann mag, ja soll sich bei geeigneten Objekten die gefühlvolle Auffassung als liebliche Ornamentik um denselben legen. Und durch die Trennung der beiden Betrachtungsweisen — der verstandesmässigen und der ästhetisirenden — ist der Gewinn ein doppelter.

Die Erfassung des Gegenstandes rücksichtlich seiner Merkmale wird erleichtert, weil alle Hemmungen beseitigt und nur das Hergehörige beigezogen wird. Die poetische Ausschmückung ihrerseits fusst dann auf einem gesunden Grunde. Wir bewahren unsere Zöglinge so vor jener wortreichen Sentimentalität, die auf jedem Hügel ausruft: o wie herrlich! wo aber das Herz von der Herrlichkeit nichts fühlt. Zur weitern Vertiefung des Standpunktes verweise ich auf *Finger*, Heimatkunde, VI. Auflage (4 Fr.) Die kleinen Gaben aus den „Jahreszeiten" in unserm Lesebüchlein wollen also nicht der chen- und lein-Mode dienen, dem hergebrachten Brauch, auf der untern Stufe den Kindern das Naturleben nur immer in bengalischer Beleuchtung und schäfer-

[1] VI. Jahrgang Nr. 10.

gedichtlicher Zierlichkeit vorzuführen — erst auch hier Anschauungen, wie sie die Sinne vermitteln in der Naturkundestunde und dann poetische Verklärung, wo sie hingehört.

Die kleinen Gebete und die Gedichte, die sich auf christliche Feste beziehen, wird der Lehrer von selbst an die richtige Stelle zu setzen wissen. Die meisten derselben sind, wie aus dem Büchlein ersichtlich, von Hey. Derselbe ist ein Meister in der schlichten Darstellung der herzigen Kinderfrömmigkeit. Ganz besonders möchten wir auf „Wie oft Gott zu danken sei“ aus des Knaben Wunderhorn aufmerksam machen. Seine liebliche Innigkeit braucht nicht weiter erwiesen zu werden. Es ist aber nicht nur wertvoll in religiöser Beziehung, es ist zugleich auch eine kleine pädagogische Moral für den Lehrer. Gerade im Religionsunterricht wird so viel mit weiten Begriffen operirt — unendlich, ewig, viel u. s. w. Das vorliegende Gebet ist ein Muster, wie solche Begriffe lebendig gemacht werden können. — Eben so wenig wie die Gedichte zu den Jahreszeiten, stehen die Nummern unter der Überschrift „Verschiedenes“ ausserhalb des Zusammenhanges des Ganzen. Sie fügen sich ganz wohl der Konzentrationsreihe des vorliegenden Schuljahrs ein. „Was ist das für ein Kamerad“ (Nr. 88) hat Anknüpfungspunkte bei „Ich hatt' einen Kameraden.“ Nr. 89 a und b verbinden sich durch den Begriff Ritter mit der Geschichte. „Der Regenbogen“ (Nr. 90) findet bei den Jahreszeiten seine Stelle. „Die wandelnde Glocke“ ist Nr. 59 anzuschliessen und „Der Kletterunterricht“ von Rückert ist für die Buben eine Lektion par excellence, wo und wann man sie erteilt.

An die Mitglieder des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik!

Im Auftrage des geschäftsführenden Vorstandes des „V. f. w. P.“ hat der unterzeichnete Schriftführer ein Inhaltsverzeichnis der in den bisher erschienenen Jahrbüchern enthaltenen Abhandlungen zusammengestellt. *Auf besonderen Wunsch* erhalten die Mitglieder gen. Vereins ein solches Verzeichnis, soweit der Vorrat reicht, gratis zugesandt.

M. Hupfer, Schriftführer, Leipzig.
Tauchaerstr. O, III. 1.

Festbüchlein.

Freundliche Stimmen an Kinderherzen.

100 Hefte mit über 600 Illustrationen. [OV 389

Preis pro Heft 25 Cts.

Den Herren Lehrern und Tit. Schulbehörden wird bei direktem Bezug von der Verlagsbuchhandlung **Orell Füssli & Co.** in **Zürich** das Heft zu **10 Cts.** gegen Nachnahme geliefert.

Im Buchhandel kostet das **Heft 25 Cts.**

Heft 1—10, 21—30, 41—50, 61—70, 81—90	für Kinder von 6 12 Jahren
Heft 11—20, 31—40, 51—60, 71—80, 91—100	für Kinder von 10—15 Jahren

Für diese Saison sind die Hefte 86—90 und 96—100 ganz neu bearbeitet worden.

Der Inhalt ist gediegen und es sind fast lauter Original-Illustrationen darin, welche **noch nie für Kinderschriften** verwendet wurden. — Der Preis von 10 Cts. ist bei der gebotenen Leistung ein **ausserordentlich billiger.**

Über 100,000 Exemplare abgesetzt.

Inhalt: Wie es möglich ist, ohne Intrigue, selbst in beständigem Kampfe mit Schlechten, durch die Welt zu kommen. — Eine Lehrerpersönlichkeit. — J. P. Hebel als darstellender Erzähler. — Um Freund und Feind herum. — Erläuterungen zum Anhang des III. Teiles des vaterländischen Lesebuches von Wiget und Florin. — *Anzeigen.*

J. HUBER'S BUCHDRUCKEREI, FRAUENFELD